

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT (SNTU)

Serie A, Band 27

Herausgegeben von DDr. Albert Fuchs
o. Professor an der Theologischen Universität Linz

Die „Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt“ (Serie A = Aufsätze) erscheinen seit 1976, mit Originalaufsätzen oder bearbeiteten Übersetzungen sonst schwer zugänglicher Artikel. Inhaltlich werden wissenschaftlich-exegetische Arbeiten bevorzugt, gelegentlich auch historische und philologische Fragen behandelt.

Alle Manuskripte, Korrekturen, Mitteilungen usw., die die Serie betreffen, werden an den Herausgeber, Prof. Albert Fuchs, Blütenstr. 17, A-4040 Linz, erbeten. Es wird darum ersucht, die Manuskripte weitgehend unformatiert (Textverarbeitung mit WinWord) sowohl auf PC-Diskette oder per e-mail als auch ausgedruckt einzusenden. Abkürzungen, Zitate und Schreibweise (Angabe von Untertiteln, Reihe usw.) sollten den bisher erschienenen Bänden entsprechen bzw. sich nach TRE richten. Hebräische Texte werden bevorzugt in Transkription gedruckt.

Die Redaktion des Bandes wurde von Mag. Renate Raml vorgenommen.

Anschriften der Autoren und Autorinnen:

Prof. Dr. Reimund Bieringer, Sint Michielsstraat 6, B-3000 Leuven

Dr. Beate Kowalski, Am Gießen 20, A-6020 Innsbruck

Prof. Dr. Corrado Marucci, Via Petrarca 115, I-80122 Neapel

Prof. Dr. Marius Reiser, Forum Universitatis 6, D-55099 Mainz

Dr. habil. Klaus Scholtissek, Friedrich-Spee-Str. 32, D-97072 Würzburg

Dr. Erich Seitz, Mecklenburger Str. 3, D-35041 Marburg

Die von den Autoren und Rezensenten vertretenen Positionen decken sich nicht notwendigerweise mit denen des Herausgebers.

Copyright: Prof. DDr. A. Fuchs, Linz 1999. Alle Rechte vorbehalten.

Bestelladresse: Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt
A-4020 Linz/Austria, Bethlehemstraße 20
email: a.fuchs@ktu-linz.ac.at

INHALTSVERZEICHNIS

REIMUND BIERINGER

Biblical Revelation and Exegetical Interpretation

According to Dei Verbum 12 5

BEATE KOWALSKI

Forschungsgeschichtlicher Überblick:

Sprache und Stil des Lukasevangeliums 41

ALBERT FUCHS

Das Verhältnis der synoptischen agreements zur johanneischen Tradition,
untersucht anhand der messianischen Perikope

Mk 6,32-44 par Mt 14,13-21 par Lk 9,10-17; Joh 6,1-15 85

KLAUS SCHOLTISSEK

Johannes auslegen III.

Ein Forschungsbericht 117

MARIUS REISER

Eschatologie in der Verkündigung Jesu 155

CORRADO MARUCCI

Gematrie und Isopsephie im Neuen Testament -

eine wirkliche Hilfe zum Verständnis? 179

ERICH SEITZ

Das rätselhafte ἐπιβαλόν.

Zu Mk 14,72 199

REZENSIONEN 212

Achtemeier P.J., *Introducing the New Testament* (Fuchs) 212

Asgeirsson J.M., *From Quest to Q* (Fuchs) 273

Baek L., *Werke. Bd. 4: Aus Drei Jahrtausenden* (Fuchs) 283

Baumert N., *Studien zu den Paulusbriefen* (Schmeller) 258

Berger K., *Sind die Berichte des Neuen Testaments wahr?* (Gmainer-Pranzl) 287

Bond H.K., *Pontius Pilate in History and Interpretation* (Fuchs) 214

Broer I., *Einleitung in das Neue Testament II* (Fuchs) 213

Bultmann R., *Theologie als Kritik* (Fuchs) 285

Burkett D., *The Son of Man Debate* (Fuchs) 267

Carson D.A., Justification and Variegated Nomism (Oberforcher)	284
Denaux A., New Testament Textual Criticism and Exegesis (Fuchs)	276
Deutschmann A., Synagoge und Gemeindebildung (Fuchs)	244
Engberg-Pedersen T., Paul and the Stoics (Scholtissek)	259
Frey J., Die johanneische Eschatologie III (Oberforcher)	233
Gräßer E., Forschungen zur Apostelgeschichte (Fuchs)	240
Hays R.B., The Faith of Jesus Christ (Fuchs)	253
Hengel M. - Schwemer A.M., Der messianische Anspruch Jesu (Fuchs)	263
Hieke Th., The Database of the IQP. Q 6:20-21 (Fuchs)	224
Hill Ch.E., Regnum Caelorum (Friedl)	271
Horn F.W., Das Ende des Paulus (Fuchs)	241
Karrer M., Kirche und Volk Gottes (Fuchs)	280
Kim S., Paul and the New Perspective (Wick)	256
Kraus Th.J., Sprache, Stil und historischer Ort des 2. Petrusbriefes (Kieffer)	262
Kraus W., Zwischen Jerusalem und Antiochia (Scholtissek)	253
Labahn M., Offenbarung in Zeichen und Wort (Fuchs)	227
Lindemann A., Der Erste Korintherbrief (Repschinski)	247
Lohse E., Das Neue Testament als Urkunde des Evangeliums (Fuchs)	281
Maser S. - Schlarb E., Text und Geschichte (Fuchs)	278
McKnight S., A New Vision for Israel (Repschinski)	269
Müller C.G., Mehr als ein Prophet (Fuchs)	222
Neirynek F., Colloquium Biblicum Lovaniense (Fuchs)	286
Neirynek F., Q-Parallels (Fuchs)	225
Pfeiffer M., Einweisung in das Neue Sein (Repschinski)	272
Repschinski B., The Controversy Stories in the Gospel of Matthew (Fuchs)	215
Sasse M., Der Menschensohn im Evangelium nach Johannes (Giesen)	235
Schrage W., Der erste Brief an die Korinther (1 Kor 15,1-16,24) (Fuchs)	248
Sim D.C., The Gospel of Matthew and Christian Judaism (Fuchs)	220
Thiselton A.C., The First Epistle to the Corinthians (Fuchs)	249
Thompson M.M., The God of the Gospel of John (Labahn)	238
Wengst K., Das Johannesevangelium, Bd. 1-2 (Fuchs)	226
Winter B.W., After Paul Left Corinth (Repschinski)	250
Witherington B. III, Grace in Galatia (Fuchs)	251
Woyke J., Die neutestamentlichen Haustafeln (Scholtissek)	261

Rezensionen

Paul J. Achtemeier - Joel B. Green - Marianne Meye Thompson, *Introducing the New Testament. Its Literature and Theology*, Grand Rapids-Cambridge 2001 (Eerdmans), XII + 624 Seiten, gebunden US\$ 35.-

Diese Einführung in die Schriften und Theologie des NT verbindet in einem einzigen Band das, was in deutschsprachigen Publikationen für gewöhnlich in einer historisch-kritischen Einleitung und einer Realienkunde zum NT geboten wird. Das Buch verarbeitet zwar die wissenschaftlichen Ergebnisse zu den einzelnen Fragen und bietet einen ausgezeichneten Überblick über alle Schriften des NT, läßt aber jede Auseinandersetzung über exegetische Methoden und die wissenschaftliche Forschung beiseite und stellt eher ein Lesebuch für Bibelleser dar, das vermutlich als Textbuch für US-amerikanische Universitäten gedacht ist. Als Vorteil gegenüber vergleichbaren deutschsprachigen Einleitungen stellt sich heraus, daß auf zahlreiche Einzelresultate der literarischen Forschung der jüngsten Zeit nicht nur hingewiesen, sondern ihre Bedeutung praktisch aufgezeigt wird. So findet man z.B. die ganze Diskussion zum historischen Jesus und First, Second und Third Quest auf wenigen Seiten zusammengefaßt; für Lk wird die literarische Gattung des Symposions beschrieben und der Unterschied zwischen story (Inhalt) und narration (Ausdruck) eines Berichtes erläutert, ohne daß dazu die abschreckende Terminologie vieler linguistischer Beiträge im mindesten benötigt wird. Zum Prolog von Lk und Apg wird Josephus abgedruckt, die Struktur von Lk 1-2 auf Tafeln greifbar gemacht, apokryphe und Qumran-Texte in Parallele gesetzt zu ntl. Aussagen, sodaß Hintergrund und Umwelt das Verständnis der Texte erläutern. In der pln Literatur halten die Autoren den 2 Thess eher für echt (445) und meinen bei den Pastoralbriefen, Sicherheit sei über die Verfasserschaft nicht zu erreichen (463). Mit den agreements ist das Buch nicht vertraut, dafür wird der amerikanischen Leserschaft entsprechend die Griesbachhypothese und eine synoptische Erklärung ohne Q vorgestellt. Von diesem bedauerlichen wissenschaftlichen Mangel abgesehen ist das Buch in vielem anregend und sollte, wenn auch mehr in Form eines Taschenbuches, eine deutsche Entsprechung finden.

Ingo Broer, Einleitung in das Neue Testament. II: Die Briefliteratur, die Offenbarung des Johannes und die Bildung des Kanons (NEB Ergänzungsband, 2), Würzburg 2000 (Echter), 289-730, kartoniert € 34,80

Man muß eine andere deutsch- oder englischsprachige Einleitung der letzten 50 Jahre zur Hand nehmen, um den Unterschied und die Eigenart der hier vorliegenden besser erfassen zu können. Bei diesem Vergleich drängt sich auf, daß die Präsentation des Stoffes von einer mehr statischen Vermittlung gewissermaßen feststehender Erkenntnisse zu einer „dynamischen“ übergegangen ist, die weit mehr als früher zu erkennen gibt, daß viele Fragen noch längst nicht geklärt sind. Broer läßt den Leser mehr an der Diskussion über die verschiedenen Probleme teilnehmen als ihm fertige Lösungen vorzulegen, wo diese gar nicht existieren. Man kann dafür auswahlweise die umstrittene Chronologie der pln Mission ebenso anführen wie die Einordnung der Briefe in seinen Lebenslauf. Viel deutlicher als früher kommen die Divergenzen zwischen Apg und Briefen des Paulus zur Sprache; die heute aktuellen Briefteilungshypothesen, denen der Verfasser sehr zurückhaltend gegenübersteht; die Fragen der rhetorischen Analyse der Paulusbrieve oder die ungelösten Probleme der Pseudepigraphie. Bezüglich der verschiedenen rhetorischen Entwürfe stellt Broer mit Recht fest, daß sie sich weder bei den Briefteilungshypothesen bewährt haben noch hinsichtlich der ebenfalls umstrittenen These der Einheitlichkeit überzeugen konnten. Auf weniger Zustimmung wird es treffen, wenn Broer Briefteilungshypothesen ablehnt mit der Begründung, daß jene Brüche und Kohärenzmängel, die einen hypothetischen Redaktor und Kompilator nicht störten, auch Paulus als Verfasser eines Briefes nicht stören mußten. Während man nämlich innerhalb eines einzigen Briefes kaum Gedankensprünge oder einen gravierenden Wechsel der Stimmung erwartet, ist das bei einer Kombination verschiedener Briefteile sehr leicht verständlich unter der Voraussetzung, daß der Bearbeiter die einzelnen Teile möglichst unverändert bewahrt hat. Erstaunen wird auch manchen Leser, daß Broer beim Phänomen der Pseudepigraphie so oft mit Begriffen wie „Betrug“ und „Täuschung“ arbeitet, während die Anlehnung an die unbestrittene Autorität des Paulus und anderer Apostel eine ganz andere Sicht nahe legt. Immer wieder überrascht auch, daß Broer Zweifel daran hat, ob Paulus oder andere Autoren überhaupt die Situation kannten, zu der sie Stellung nehmen. So findet man bezüglich Jak die Überlegung, „ob und inwiefern er [der Verfasser] die Situation seiner Adressaten ... getroffen hat“ (603). Bezüglich der Irrlehre des Kol fragt sich Broer wieder, was der Briefverfasser „nicht gewußt und verstanden hat“ und fährt dann fort: „Wenn der Verfasser die Gegner gründlich mißverstanden hätte, können wir das nicht mehr kontrollieren“ (499). Zur Angabe des Tacitus

bezüglich der großen Zahl der Christen, „die unter Nero den Tod fanden“, findet sich der Kommentar: „Allerdings entzieht sich diese Nachricht einer Nachprüfung“ (457). Ähnliche Bedenken werden in Bezug auf die galatischen Gegner angeführt, obwohl Broer an dieser Stelle selbst solchen Vorurteilen zurückhaltend gegenübersteht (vgl. 438). Ein solches Übermaß an Skepsis scheint aber ungerechtfertigt und der ntl. Wissenschaft nicht förderlich, die eher allzu phantastischen Hypothesen kritisch gegenüberstehen sollte. Dies gilt z.B. mit Bezug auf die mehr als arrogante Behauptung der letzten Jahrzehnte, das Alte Testament dürfte nicht aus christlicher Sicht interpretiert werden, weil „die christologische Interpretation des Alten Testaments ... den christlichen Judenhaß (notwendig) hervorgebracht“ habe (581). Es ist bedauerlich, daß Broer solchen Entgleisungen überhaupt ein Forum bietet, während die Blasiertheit solcher Thesen deutlich beim Namen genannt werden müßte. Abgesehen von dieser Art Desiderata, wie sie zuletzt angeführt wurden, kann man die Einleitung Broers gut als Buch benützen, das über die Probleme informiert, ohne daß man den Empfehlungen des Autors immer folgen wird.

Linz

A. Fuchs

Helen K. Bond, *Pontius Pilate in History and Interpretation* (SNTS.MS, 100), Cambridge 1998, reprint 1999 und 2000 (Cambridge University Press), XXVI + 249 Seiten, gebunden £ 42,50

Die Grundlage dieser Publikation ist die seinerzeitige Dissertation der Verfasserin an der Universität von Durham (GB) bei Prof. J.D.G. Dunn. Die Autorin geht in einzelnen Kapiteln der Darstellung von Person und politischer Tätigkeit des Pilatus bei Philo, Josephus und in den vier Evangelien nach. Dabei zeigt sich bei den beiden jüdischen Schriftstellern bzw. Geschichtsschreibern das bekannte Bild einer judenfeindlichen Einstellung des Statthalters und einer großen charakterlichen Schwäche. Die Darstellung der Evangelien ist merklich geprägt von der jeweiligen Situation des Evangelisten und seiner Adressaten. Im MkEv ist Pilatus entgegen manch anderslautender Vorstellung keineswegs schwach und unentschlossen, sondern als starker Repräsentant der kaiserlichen Gewalt vorgestellt. Da Mt sich in seinem ganzen Evangelium stark mit einer feindlichen jüdischen Umgebung auseinandersetzen muß, unterstreicht dieser Evangelist auch die jüdische Verantwortung in höherem Maß, ohne daß deshalb Pilatus zur Nebenfigur würde. Lk ist daran interessiert, daß Pilatus als Repräsentant des römischen Gesetzes die Unschuld Jesu offiziell feststellt, daß aber zugleich deutlich wird, daß er in moralischer Hinsicht ein fragwürdiger Charakter und menschlicher Versager ist. Die im-

mer wieder aufgetischte Vorstellung von der Parteilichkeit des Lk, der Pilatus aus zeitgeschichtlichen politischen Gründen entgegen der Wahrheit entlastet, trifft also keineswegs zu. Im JohEv läßt sich Pilatus manipulieren, betont aber auch seine Autorität und zwingt die jüdischen politischen Instanzen zur Anerkennung des heidnischen Cäsars als ihrem einzigen König, was dem formellen Verrat an ihrem Glauben gleichkommt. Theologisch steht Pilatus auf Seiten der gottfeindlichen Welt. Als Gesamteindruck läßt sich feststellen, daß die seinerzeit von dem jüdischen Autor P. Winter und anderen aufgestellte Behauptung, Pilatus werde im Laufe der Zeit von den Evangelien immer christenfreundlicher dargestellt, eine wirklichkeitsfremde Schablone ist, und daß weder seine Verantwortung noch seine charakterliche Schwäche verschwiegen werden. Durch die Berücksichtigung der sozialen, geographischen und politischen Situation der jeweiligen Verfasser hat die Autorin ein Stück weit zur Entideologisierung der Exegese beigetragen.

Linz

A. Fuchs

Boris Repschinski, *The Controversy Stories in the Gospel of Matthew. Their Redaction, Form and Relevance for the Relationship Between the Matthean Community and Formative Judaism* (FRLANT, 189), Göttingen 2000 (Vandenhoeck & Ruprecht), 373 Seiten, gebunden € 65,80

Dem Verfasser, der mit dieser Studie seine 1998 an der Loyola Universität in Chicago eingereichte Dissertation vorlegt, geht es nur indirekt um die Streitgespräche des MtEv. Den eigentlichen Kern des Problems deutet der Untertitel an, der das MtEv im Verhältnis zu dem sich nach der Zerstörung Jerusalems neu formierenden Judentum betrifft. Wie der Forschungsbericht zeigt, der einen ausgezeichneten Überblick über das Thema bietet, ging es im vergangenen Jahrhundert nacheinander um die Frage, ob das im Kanon an erster Stelle stehende Evangelium eine juden- oder eher eine heidenchristliche Schrift darstellt bzw. wie die entgegengesetzten Stoffe miteinander in Einklang zu bringen seien. Da die redaktionsgeschichtlichen Studien trotz ihrer großartigen Beiträge die Frage nicht entscheiden konnten, wandte sich die Forschung mehr soziologischen Fragestellungen zu. Auf diese Weise gelang es, den scharfen Ton harter Auseinandersetzungen als eine innerjüdische Diskussion *intra muros* zu verstehen, die eine solche Sprache erst ermöglicht. Für Mt dauert die Sendung zu Israel noch an; es geht um die verlorenen Schafe Israels, die ohne entsprechende Führung sind. Nach R. übernimmt die christliche Gemeinde deren Aufgaben. Nach seiner Einschätzung war es auch eher das synagogale Judentum, das sich von der mt Gemeinde trennte, als umgekehrt. Für

die Heidenmission ist Mt zwar offen, ohne daß sie im Ganzen des Evangeliums sehr bedeutsam wird.

Der Verfasser kommt zu diesen Ergebnissen, indem er die mk Streitgespräche auf ihre redaktionelle Bearbeitung durch Mt untersucht. Immer wieder stellt sich in den einzelnen Abschnitten heraus, daß Mt den Mk-Text sprachlich und strukturell verbessert, enger mit anderen Streitgesprächen verknüpft, die Gegnerschaft der Pharisäer stärker hervorhebt und ihre Distanz zu den Jüngern unterstreicht, etc. Dies alles zeigt sich als Spiegelbild der Abfassungszeit und weit weniger des historischen Jesus. Ohne auf form- und gattungsgeschichtliche Fragen noch weiter eingehen zu können, kann man sagen, daß diese Dissertation zu den methodisch und sachlich besten Mt-Studien gehört, die man nicht nur zum Thema der mt Streitgespräche heranziehen sollte.

Bedauerlich ist auf diesem Hintergrund, daß der Verfasser ganz offensichtlich über das Problem der minor agreements, die auch seine Untersuchungen wiederholt betreffen, schlecht informiert ist und daß ihn in dieser Hinsicht auch alle seine im Vorwort genannten Mentoren sträflich im Stich gelassen haben. Der Begriff ist zwar bekannt, und gelegentlich gibt es auch einen flüchtigen Hinweis auf A. Ennulat, F. Neirynek oder E. Boismard, aber höchstens, um den damit bezeichneten, traditionellen, aber um Jahrzehnte veralteten Standpunkt zu zitieren, dem R. sich im großen und ganzen voll inhaltlich anschließt. Die gesamte, seit 1971 publizierte Literatur, die das Phänomen *deuteromarkinisch* interpretiert, ist ihm ausnahmslos unbekannt, was zumindest seiner bibliographischen wissenschaftlichen Umsicht nicht das beste Zeugnis ausstellt (es gibt ein paar Dutzend Artikel, mehrere Dissertationen und eine Habilitationsschrift dazu) und auch die Loyola Universität in dieser Hinsicht nicht in das beste Licht rückt. Daß seine geistige Umgebung dazu beigetragen hätte, „to avoid simplistic solutions to complicated problems“ (Vorwort), ist bezüglich der agreements gerade nicht der Fall.

Zunächst stellt R. die Zweiquellenlehre als seine Arbeitshypothese vor, rechnet auch damit, daß Lk eine Mk-Version gehabt haben könnte, die geringfügig von der des Mt verschieden war, aber „das muß uns nicht aufhalten“ (64). Wenn minor agreements zu beachten sind, werden sie besprochen werden, falls sie für die Frage der Mk-Priorität von Gewicht sein sollten! Wie schon in anderem Zusammenhang kritisiert, zeichnet sich in dieser Beurteilung und Schlußfolgerung ein quellenkritisches Denken ab, das den wirklichen Sachverhalt auf den Kopf stellt und die Mk-Priorität durch die agreements sogar *in Frage gestellt* sieht, während sie durch diese erst recht gefestigt wird! Von weitem ist zu sehen, daß der Verfasser den für alle

agreements charakteristischen sekundären Charakter gegenüber Mk nicht erfaßt hat und daß ihm auch nicht bekannt ist, daß die Zahl und Kohärenz als wesentliche Eigenschaften zu beachten sind, wenn man ihren Sinn erfassen will, anstatt sie atomistisch zu behandeln und als Störelemente für die Zweiquellentheorie zu beseitigen. Es ist dann nicht verwunderlich, daß er sich die übliche Erklärung zu eigen macht, die bei einem Teil der Fälle so lange überzeugen kann, als man die Phänomene isoliert voneinander jeweils für sich behandelt. Einzelne Beispiele sind „of little if any significance“ (65), erklären sich mühelos durch unabhängige Redaktion des Mt und Lk, oder eine verschiedene grammatikalische Verwendung des Wortes bei Mt bzw. Lk sei „somewhat damaging“ (66, Anm. 9) für das agreement. Diese besonders von F. Neiryneck und Ch. Tuckett geübte Form der Ablenkung kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, wie schon lange offenkundig ist, daß damit die Übereinstimmung der Seitenreferenten nicht aus der Welt zu schaffen ist und die mangelnde Genauigkeit der Beobachtung und die Unlogik der Folgerung eine wirkliche Lösung nur erschweren. Schließlich wird als Hauptübel, das es zu vermeiden gilt, erklärt, daß eine Abhängigkeit des Lk von Mt nicht erforderlich ist („it does not warrant to posit a literary dependence of one on the other“, aaO.). Es erübrigt sich zu vermerken, daß ständiges *quellenkritisches* Argumentieren dem Faktor der *Entwicklung* der agreements aus Mk nicht im geringsten gerecht wird. Daß hinter der abgelehnten Möglichkeit die Griesbachhypothese steht, der besonders in Nordamerika viel zu viel Aufmerksamkeit gewidmet wurde, ist offensichtlich.

Bei dem berühmten agreement von Mk 2,27 weist R. konkret darauf hin, daß manche Autoren deswegen ihre Zweifel an der Zweiquellentheorie hätten. Das hält er irgendwie für berechtigt, aber das Aufgeben dieser Hypothese „does not offer a better explanation“ (94). Mit Bezug auf E.P. Sanders, M. Mariano, P. Benoit und deren Erklärungsversuchen hat er zwar recht, daß sie die Verwirrung eher vermehren als vermindern, aber er übersieht, daß diese Autoren alle u.a. daran scheitern, daß sie wie er selbst vom *deuteromarkinischen* Charakter der Übereinstimmungen nichts begreifen. Da der Literaturgebrauch des Verfassers sich anscheinend auf das beschränkt, was im biblischen Seminar der Loyola Universität gerade zur Hand war, ist ihm entgangen, daß H. Aichinger längst eine wirklich weiterführende Interpretation der agreements der ganzen Perikope in Angriff genommen hat (vgl. SNTU 1 [1976] 110-153). Das zitierte Scheitern anderer quellenkritischer Versuche bestätigt also keineswegs das Zutreffen der Zweiquellentheorie, und seine atomistische „Beseitigung“ der agreements braucht nicht mehr im Detail angeführt zu werden. Sie bleibt im Rahmen von stilistischen Änderungen (95, Anm. 12), disagreement im agreement (96, Anm. 13), Korrektur eines Irrtums (97, Anm. 19),

obwohl R. im letzten Fall selbst sein Unbehagen nicht verbergen kann („puzzling that both Matthew and Luke chose to correct Mark not by emendation but by omission“).

Noch weit größer und typisch wird das Chaos bei der Behandlung der Beelzebulkontroverse Mk 3,22-27 und Parallelen. Wie üblich, vermengt Mt Mk mit Q, während Lk 11,14-23 die Q-Fassung wiedergibt (120-127). Da Mt 12,22-37 zwar am gleichen Platz eingeordnet ist wie Mk 3,22-30, aber trotzdem stark von diesem Stück abweicht, handelt es sich bei Mt überhaupt um eine Übernahme aus Q (121). Dementsprechend ist R. in der Lage, später Mt 12,29 sogar als eine *Einfügung* des Mk-Stückes 3,27 *in Q* zu erklären. Hier wird die Untersuchung zum reinen Nachsagen eines dutzende Male gemachten und wiederholten Irrtums, der dadurch zustande kommt - und längst zum versteinerten Theologoumenon geworden ist -, daß sich kein Autor um die *agreements* in dieser Perikope, besonders um die Logien-*Agreements*, wirklich kümmert, sondern alles in Fortsetzung einer langen Übung gehorsam der Zweiquellentheorie unterordnet. Weil man bei atomistischem Vorgehen und ungenauer Beobachtung mit den *minor agreements* anscheinend leicht fertig wird, kommt niemand auf die Idee, daß auch die parallelen *Logien* dieser Perikope als *agreements* zu begreifen sind, gleichgültig ob der betreffende Stoff vielleicht aus Q stammt oder auch nicht. Nur unter dem Diktat des hunderte Male wiederholten Irrtums, bei Lk handle es sich um die Q-Version, was vor allem die Logien bestätigen sollen, sind dann die weiteren Beobachtungen und Schlußfolgerungen konsequent. Auch die einleitende Wundergeschichte gehört zu Q (121); daß Wunder in Q sonst fast oder ganz fehlen, wird als nebensächlich und unbrauchbar schlagartig vergessen. Und da das Wunder für Q vorausgesetzt wird, steht es auch mit der literarischen Verknüpfung von Wunder und Diskussion nicht anders (121, Anm. 108). Weil alles von Q dominiert ist, ist R. sogar imstande (vgl. 121, 134 und 328), Lk 11,16 dieser Quelle zuzuschreiben, während es in Wirklichkeit offenkundig Lk ist, der in 11,15.16 zwei verschiedene, aber zusammengehörige Themenblöcke ankündigt. Man soll dabei aber nicht übersehen, daß die ganze Interpretation Repschinskis neben anderem unter dem Einfluß von J.S. Kloppenborg steht, dessen Q-These ihm für die Beelzebuldiskussion vorbildlich scheint: „Kloppenborg provides a convincing reconstruction of the Q material behind this controversy“ (120, Anm. 104; vgl. auch 119, Anm. 99 sowie 128, Anm. 146 in Bezug auf die Sünde wider den Geist). Es ist unübersehbar, daß hier ein Blinder einen Blinden führt, auch wenn beide darauf verweisen können, daß sie sich in zahlreicher und renommierter Gesellschaft befinden.

Analoges könnte zu Mt 12,31-37 (Sünde wider den Heiligen Geist) gesagt werden, wo erneut die Q-Hypothese vertreten und dafür wieder auf Kloppenborg verwiesen wird (vgl. 127f „Kloppenborg gives a fine discussion ...“ [Anm. 146]), oder bezüglich Mt 12,38-42 (Zeichenforderung), auch wenn die Auseinandersetzung dazu mehr Raum beanspruchen würde (vgl. SNTU 19 [1994] 113-130 und 131-160). Schließlich spielen die agreements in den Perikopen der Jerusalemer Streitgespräche wieder eine größere Rolle, aber natürlich werden sie auch hier auf traditionelle Weise „beseitigt“. Man könnte darauf hinweisen, daß sie keineswegs so einfach zu erledigen sind, wie R. meint (vgl. dazu SNTU 26 [2001] 5-105), und daß vor allem die deuteromarkinische Überarbeitung von Mk 12,28-34 wichtige theologische Veränderungen anzeigt (vgl. SNTU 16 [1991] 151-168), die eine genaue, eigenständige Untersuchung nicht übersehen dürfte. Aber das geistige exegetische Umfeld des Autors, das davon keinerlei Sachkenntnis zu haben scheint, ließ auch ihm nicht diese notwendige Freiheit. Oder richtiger gesagt: Weil die absolut oberflächliche Beseitigung der agreements so alles beherrschend erschien, sah auch R. keinen Anlaß, vom üblichen Irrtum abzuweichen. Nur eine genaue Beobachtung hätte ihn davor bewahren können. Mit seinem Urteil, daß eine eventuell von Mt und Lk gemeinsam benützte Quelle kaum von der „Q“-Überlieferung zu unterscheiden gewesen wäre, hat er zwar innerhalb *quellenkritischer* Denkmöglichkeiten etwas Richtiges erfaßt, aber es ist eben sein grundlegender Irrtum, daß er in Mk-fremden Quellen denkt, während es um eine *Weiterentwicklung* des Mk-Textes geht und nicht um *fremde* Traditionen.

Am Schluß dieser kritischen Beurteilung seiner Dissertation muß man feststellen, daß man vor einem gewissen Dilemma steht. Während der redaktionsgeschichtliche Teil einen ausgezeichneten Beitrag zur Mt-Forschung leistet, wie schon zu Beginn festgestellt wurde, zeigt der agreement-Teil ausnahmslose Abhängigkeit von seiner geistigen Umgebung. Die nur *fallweise Beschäftigung* mit den anstehenden agreements erlaubte dem Verfasser eine atomistische Behandlung und damit *Erledigung* der Phänomene nach dem Muster der Zweiquellentheorie, während es in Wirklichkeit darum ginge, sie *positiv*, in ihrem *eigenen Wert* zu befeuern. Daß dazu das gesamte Feld der Übereinstimmungen gegenüber Mk berücksichtigt werden und die Analyse der Einzelfälle viel präziser durchgeführt werden müßte, wurde schon oft erwähnt. Die katastrophale Unkenntnis jeder einschlägigen Literatur der letzten 30 Jahre (vgl. dazu die SNTU-Bände ab 1976), die nicht unter dem jedes echte Verständnis lähmenden Diktat der Zweiquellentheorie steht, sondern sie als *Wachstumsphänomen der Mk-Tradition* versteht, ist eine wesentliche Voraussetzung dafür, daß R. die geläufigen Irrtümer wiederholt. Es fragt

sich, ob die Loyola-Universität ihren Absolventen nicht ein besseres geistiges Umfeld bieten sollte, das nicht 30 Jahre wissenschaftlich rückständig ist, wie manche andere europäische Universität auch, wenn man einen Dissertanten auch nicht von *eigenständigen* kritischen Beobachtungen dispensieren kann. Man muß es dem Autor überlassen, ob er auch dafür seiner alma mater dankbar ist, oder ob er sich vielleicht, wenn auch zu spät, von ihr sehr im Stich gelassen sieht.

Für die Forschung am Synoptischen Problem ist es jedenfalls bedauerlich, daß einmal mehr mit einer sonst qualitativ hochstehenden Arbeit der Eindruck erweckt und verstärkt wird, mit den agreements stünde es so, wie die Zweiquellentheorie es haben will. Eine echte Dissertation sollte nicht den Irrtum fördern oder perpetuieren, sondern fragend und offen an die Probleme herangehen. Es ist schade, daß R. diese Chance nicht ergriffen hat.

Linz

A. Fuchs

David C. Sim, *The Gospel of Matthew and Christian Judaism. The Historical and Social Setting of the Matthean Community* (Studies of the New Testament and its World), Edinburg 1998 (Clark), XVI + 347 Seiten, gebunden £ 30,-/\$ 60,-

David C. Sim, der Verfasser dieser interessanten Monographie zur Entstehung des MtEv, ist Lecturer in Theology an der Australian Catholic University von Queensland. Er legt hier Studien vor, die sich im Zusammenhang mit seiner Dissertation ergeben haben, die er unter dem Titel: *Apocalyptic Eschatology in the Gospel of Matthew* (SNTS.MS, 88), Cambridge 1996 veröffentlicht hat. In der Fülle der Arbeiten, die in letzter Zeit zu Mt erschienen sind, behauptet sie jedenfalls ihren eigenen Platz.

Nach Meinung des Autors sind für das Verständnis des Evangeliums zwei Faktoren entscheidend, der jüdische Charakter dieser Schrift und das Schicksal des Mt und seiner Gemeinde in Antiochien. Anders als heute vielfach vertreten wird, handelt es sich nach Meinung des Verfassers bei der Gemeinde des Mt um eine total jüdische Gruppe, und es wäre sogar falsch, ihren Glauben als Christentum zu bezeichnen. Eine solche Charakterisierung komme nur dem hellenistischen und später dem paulinischen Flügel der Kirche zu, der den atl. Bund Gottes mit dem Judentum und die Observanz des jüdischen Gesetzes ablehnte und bekämpfte. Die mit der Gemeinde, die die Erfüllung des Gesetzes durch Christus vertrat, hielt fest an Beschneidung, Zehent, der Reinheitstora, der Gesetzesobservanz und dem Sabbatgebot. Ihre Mitglieder waren nicht jüdische Christen, sondern christliche Juden, wie es ähnlich J.A. Overman und A.J. Saldarini in ihren Abhandlungen vertreten ha-

ben. Die entgegengesetzte Ansicht, wie sie u.a. von G.N. Stanton vertreten wurde, beruhe auf einer Reihe von falschen Voraussetzungen.

Von gleicher Bedeutung für das Verständnis des Evangeliums ist seine Entstehung in der syrischen Metropole Antiochien gegen Ende des 1. Jh. Der Verfasser weiß natürlich, daß es auf enorme Schwierigkeiten und Widersprüche stößt, ein total jüdisches Evangelium gerade in Antiochien anzusiedeln, weil diese Stadt für gewöhnlich als Zentrum der *gesetzesfreien* christlichen Mission gilt, wo Paulus sehr einflußreich war, und weil die Ignatiusbriefe 80 Jahre später für diese Stadt ebenfalls antijüdische Einstellung der Christen bezeugen. Für G. Kilpatrick, S.G.F. Brandon und J.A. Overman war dies Grund genug, das Evangelium anderswo entstehen zu lassen, während z.B. B.H. Streeter und J.P. Meier der Mt-Gemeinde die Gesetzesobservanz bestritten. Aber Sim erklärt dem Leser, daß das Schicksal der Stadt sehr turbulent war und daß die dort angesiedelte christliche Gemeinde um das Jahr 49 eine drastische Umgestaltung erfuhr. Das gesetzesfreie Evangelium der Hellenisten und des Paulus sei von der strengen Gesetzesobservanz des Jakobus und der Jerusalemer Kirche überrollt worden und die Mt-Gemeinde sei die direkte Folge dieser Revolution. Die erneute Wendung zur Zeit des Ignatius war wahrscheinlich die Folge einer zweiten, pln Mission nach dem jüdischen Krieg. So hätten also die jüdische und die hellenistische Gruppe der Christen in Antiochien nichts miteinander zu tun, vielmehr einen ganz unabhängigen Ursprung.

Zusätzlich zu dieser historischen Entwicklung seien auch noch die gewaltigen Folgen zu beachten, die die Zerstörung Jerusalems nicht nur für das Judentum, sondern auch für die Christen hatte. Wie man oft lesen kann, entstand jetzt das sogenannte formative Judentum, mit Schriftgelehrten und Pharisäern als den bestimmenden Kräften und einer alles beherrschenden Tendenz zu einer Vereinheitlichung bzw. Einheit des Judentums. Dies veranlaßt auch nach Sim die Mt-Gemeinde, die lokalen Synagogen zu verlassen und sich vom Judentum etwas zu entfernen, ohne dieses aber aufzugeben und etwa sich der heidenchristlichen Kirche anzuschließen. Sie entwickelte sich im Gegenteil noch jüdischer und wurde zu einer Sekte des Judentums. Gleichzeitig war im Jahr 70 aber auch das Zentrum des jüdischen Christentums zerstört worden, was der heidenchristlichen Kirche mehr Freiheit gab. Als die Missionare dieser Richtung jetzt nach Antiochien kamen, trat Mt ihnen entschieden entgegen, was die antipaulinischen Passagen bezeugen sollen, die Sim entgegen dem wissenschaftlichen Konsens im Evangelium findet.

Aber noch ein weiterer Konflikt sei für Mt von Bedeutung. Die jüdische Gruppe des Mt igelte sich ein, als es während des jüdischen Krieges und nachher antijü-

dische Pogrome gab. Aber auch vorher hatte sie nach Meinung Sims mit der heidnischen Gesellschaft wenig zu tun. Petrus war von Christus zum Apostel der Juden bestellt, und dementsprechend betrieb sie Judenmission und kümmerte sich nicht um die Heiden. Die wenigen Heiden, die es in ihrem Kreis gab, waren gänzlich zum Judentum konvertiert.

Über das weitere Schicksal der mt Gemeinde wissen wir wenig, aber es gibt Grund genug anzunehmen, daß sie sich im 2. Jh. in zwei Teile spaltete. Eine Gruppe gab dem Druck der heidenchristlichen Kirche nach und vermischte sich mit ihr, konnte aber ein starkes jüdisches Element bewahren. Ein noch kostbareres Geschenk für die heidenchristliche Kirche war das griechische MtEv, das aber von den neuen Herren stark verändert wurde. Ganz im Gegensatz zur Absicht des Mt wurde es jetzt pln interpretiert und dazu mißbraucht, die Überlegenheit des Heidenchristentums über das Judentum zu beweisen. Der andere Teil blieb dem Judentum treu, verließ Antiochien und zog nach Beroea, wo sich daraus die Sekte der Nazarenen entwickelte, die den griechischen Mt ins Aramäische übersetzte. Im Lauf der Zeit ist sie und damit die Gemeinde, für die das MtEv ursprünglich geschrieben wurde, versunken. Wenn man die petrinisch orientierte Gemeinde finden will, muß man fast 2000 Jahre exegetischen Mißverständnisses beseitigen. Vielleicht ist jetzt, meint Sim, der Zeitpunkt gekommen, das Unrecht zu beseitigen, das dem Evangelisten angetan wurde, indem man im MtEv eine gesetzesfreie Gruppe oder eine Vermischung von Liberalen und Konservativen finden wollte. Im neuen Millenium sollten wir auf den echten Mt hören.

Wie jeder Leser bald merkt, ist das Buch Sims pointiert geschrieben. Die teilweise übersteigerte Sicht des Verfassers läßt einzelne Positionen des Mt kontrastreich hervortreten, macht aber auch auf die Notwendigkeit aufmerksam, sich mit den konträren Hypothesen noch stärker auseinanderzusetzen.

Linz

A. Fuchs

Christoph G. Müller, Mehr als ein Prophet. Die Charakterzeichnung Johannes des Täufers im lukanischen Erzählwerk (HBS, 31), Freiburg-Basel-Wien 2001 (Herder), XII + 395 Seiten, gebunden € 56,60

Aus der Überzeugung heraus, daß das Doppelwerk des Lk nicht nur historische Auskünfte vermittelt oder theologische Aussagen macht, sondern auch als literarisches Werk Beachtung verdient, unternimmt es der Verfasser, beide Schriften unter narratologischem Gesichtspunkt zu behandeln. Gegenstand seiner Untersuchung (Habilitationsschrift an der Katholisch-Theologischen Fakultät Würzburg 2001/

Klauck) ist dabei vordergründig das Profil Johannes des Täufers, dessen Lebenslauf als einziger neben dem Jesu in voller Länge von ihm dargestellt wird und dessen Bedeutung in beiden Teilen des I k Werkes zur Sprache kommt. M. geht dabei von der in der Antike praktizierten Art und Weise der Charakterzeichnung bzw. Prosopographie aus und hat besonders die Doppelbiographien Plutarchs als literarisches Muster vor Augen. Das dort praktizierte literarische Prinzip der Synkrisis, d.h. der Vergleichung bzw. Gegenüberstellung verwandter Züge der auftretenden Personen, ist auch für ihn Leitlinie der Untersuchung. Als typisch für die antike Charakterdarstellung stellt der Verfasser einerseits die direkte Präsentation von Eigenschaften heraus sowie andererseits die indirekte durch die Wiedergabe von Worten und Taten der betreffenden Personen. Aus den antiken Beispielen geht unzweifelhaft hervor, daß auch das I k Werk auf analoge Weise verständlich zu machen ist und daß eine solche vergleichende Analyse den Blick für viele Zusammenhänge schärfen kann. In insgesamt 18 Abschnitten behandelt der Verfasser alle Johannestexte des I k Doppelwerkes und kann dabei viele bisherige Ergebnisse bestätigen wie auch andere widerlegen. Zu den letzteren gehört z.B. die öfter vertretene Auffassung von einem Bruch zwischen Lk 1-2 und dem folgenden Stoff, der gerade durch antike Muster verwehrt wird. Als zutreffend ergibt sich die Behauptung, „daß Lukas an fast allen Schlüsselstellen seines Werkes auf Johannes den Täufer zu sprechen kommt“ (77 im Anschluß an P. Böhlemann). Wichtig ist auch, daß in Apg 18f eine Parallelität im Jüngerkreis zwischen Johannes und Jesus zu bestehen scheint, daß dort Paulus und Apollos einander gegenübergestellt werden und daß die Jünger des Johannes zu Vorläufern der christlichen Gemeinde werden. In literarkritischer Hinsicht schließt sich der Verfasser der ihm sicher scheinenden Mehrheitsmeinung an und zeigt vor allem bei den minor agreements des synoptischen Stoffes eine gravierende Unkenntnis des wirklichen Ausmaßes und der Bedeutung des Phänomens (vgl. z.B. 154-157). Daß wörtliche Übereinstimmung von Mt und Lk (155.157) ein Argument für die Annahme von Q-Stoff sei, ist keineswegs zwingend, sondern stellt bestenfalls eine Voraussetzung dafür dar. Daß mich der Verfasser unter die erbitterten Gegner einer Zuschreibung von Mt 3,7-10 par zu Q einreihet, kann nur aufgrund einer oberflächlichen Lektüre zustande kommen, wie die Diskussion der entsprechenden Stellen überhaupt viel zu schablonenhaft und trendmäßig erfolgt. Abgeschlossen wird die im übrigen solide Studie durch einen Exkurs zu Plutarch, in dem verschiedene literarische Züge einer Charakterdarstellung aufgeführt werden.

Als Postskriptum sei vermerkt, daß die deutlich parallele Gestaltung z.B. der Kindheitsgeschichten von Johannes und Jesus erst recht die Frage nach den histori-

schen Fakten hervortreten läßt, die aber im ganzen Buch mit keiner Silbe behandelt wird. Hier ist sicher noch eine große Aufgabe zu lösen.

Linz

A. Fuchs

Thomas Hieke (Hg), *The Database of the International Q Project. O 6:20-21. The Beatitudes for the Poor, Hungry, and Mourning [Documenta Q. Reconstructions of Q Through Two Centuries of Gospel Research. Excerpted, Sorted, and Evaluated]*, Leuven-Sterling (Peeters), XXXI + 343 Seiten, kartoniert € 65,-

Wie der Titel sagt, sind in diesem Band aus dem Zeitraum von mehr als hundert Jahren alle Äußerungen von Exegeten gesammelt, die sich mit Lk 6,20f und der entsprechenden Mt-Parallele beschäftigen und dabei ein positives oder negatives Urteil über Q abgegeben haben. Die kürzeren, manchmal aber auch seitenlangen Passagen sind aus Zeitschriften, Kommentaren und Monographien in der Originalsprache entnommen und sollen sowohl einen leichten Zugang zu oft entlegenen Texten wie einen so weit wie möglich umfassenden Querschnitt der ganzen Forschung zum entsprechenden Abschnitt bieten. Zu jedem Text werden die Aussagen in vier Gruppen eingeteilt: Autoren, die den Lk-Text mit Q gleichsetzen und Gegenposition; Analoges für Mt. Auf diese Zusammenstellung folgt jeweils eine exegetische Bewertung durch die Mitglieder des Internationalen Q-Projektes (Th. Hieke, J.S. Kloppenborg, J.M. Robinson, P. Hoffmann). Als Text von „Q“ dient ein Wortlaut, der von einer über 40 Mitglieder zählenden Arbeitsgruppe seit 1985 erarbeitet wurde und inzwischen in dem Band: *The Critical Edition of Q*, Leuven-Minneapolis 2000 veröffentlicht ist. Er stellt einen an vielen Stellen sehr subjektiven Kompromiß der erwähnten Arbeitsgruppe dar, auch wenn das Unternehmen von der Society of Biblical Literature seit 1989 in das Research and Publications Programm aufgenommen wurde. Wie an anderer Stelle schon erwähnt wurde, fehlt es dem ganzen Projekt an einer vorausgehenden, grundsätzlichen Diskussion über den Umfang von Q. So werden auch zahlreiche Mk/Q-Überschneidungen für den Q-Text beansprucht, obwohl es sich dabei um Erweiterungen und Weiterentwicklungen des Mk-Textes handelt und nur ein ganz veraltetes Denkschema auch diese Texte zur Logienschrift rechnen kann. Ohne sich im mindesten um irgendwelche Kritik zu kümmern, zählt der Verfasser z.B. Lk 3 zu Q und tut dies auch noch auf die irreführende Weise, daß er schon das Material *vor* jeder Untersuchung als Q 3 bezeichnet (XII). Diese vorauseilende und irreführende Bezeichnung wurde schon wiederholt als wesentlich falsch bemängelt, aber der Arbeitsgruppe scheinen alle außerhalb ihres eigenen Kreises geäußerten Meinungen völlig gleichgültig zu sein.

Ein solches Verhalten stellt aber die Wissenschaftlichkeit des Vorgehens stark in Frage bzw. wirft es ein bedeutsames Licht auf die „Selbstgewißheit“ dieses Kreises. In dem hier vorliegenden Band wirkt sich dieses falsches Vorurteil aber weniger aus. Als Materialsammlung zu Lk 6,20f par Mt verdient die Arbeit alle Anerkennung.

Linz

A. Fuchs

PS: Die veraltete englisch-amerikanische Zitierweise 6:20-21 sollte endlich aufgegeben werden (6,20-21).

Frans Neiryneck, Q-Parallels. Q-Synopsis and IQP/CritEd Parallels (SNTA, 20), Leuven 2001 (Leuven University Press-Peeters), 119 Seiten, kartoniert € 10,-

Auf den ersten Seiten (3-63) sind jene Texte der Doppelüberlieferung abgedruckt, die Neiryneck schon in der ersten Ausgabe seiner Q-Rekonstruktion vorgelegt hatte: F. Neiryneck, Q-Synopsis. The Double-Tradition Passages in Greek, Leuven 1988. 1995 ist eine Revised Edition mit Appendix erschienen. Dieser Textauswahl werden auf den Seiten 65-119 jene Texte gegenübergestellt, die das IQP nach langen Diskussionen zwischen 1990 und 1997 im JBL vorläufig und schließlich in der endgültigen Ausgabe 2000 veröffentlicht hat: J.M. Robinson - P. Hoffmann - J.S. Kloppenborg, The Critical Edition of Q. Synopsis Including the Gospel of Matthew and Luke, Mark and Thomas, Leuven 2000. Man muß Neiryneck zugute halten, daß er nicht in den Fehler der Critical Edition verfällt und den auf Robinson zurückgehenden irreführenden Mißbrauch praktiziert, die von den Herausgebern für Q in Betracht gezogenen Lk-Stellen gleich als Q zu bezeichnen. Bei Neiryneck ist auch jeweils der Text des Mt und Lk wiedergegeben, während die CritEd die oft sehr subjektive Rekonstruktion von Q abdruckt. Daß es sich in beiden Fällen um Hypothesen und teilweise sehr fragwürdige Voraussetzungen handelt, wird bei Neiryneck u.a. daran ersichtlich, daß er angeblich die Double-Tradition Passages zusammenstellt (3-5), in Wirklichkeit aber auch Perikopen der *triplex traditio* darunter mischt, wie man z.B. an den Stücken Mt 3,11 par Mk 1,7-8 par Lk 3,16 oder Mt 12,22-30 par Mk 3,22-27 par Lk 11,14-15.17-23 stellvertretend für noch weitere sehen kann. Dadurch wird nicht nur der Umfang bzw. Inhalt von Q falsch definiert, sondern werden auch für die Beurteilung des Verhältnisses von Q zu Mk irreführende Voraussetzungen geschaffen. Durch das Fehlen von Mk 1,12-13 etwa wird völlig unerkennbar, daß Mt 4,1-11 par Lk 4,1-13 teilweise aus dem Mk-Text entwickelt wurde und damit auch Charakter und Herkunft dieses Stückes aus „Q“ höchst fraglich sind. Die mangelnde Definition von Umfang und Inhalt von Q bzw.

das Fehlen des in vielen Fällen notwendigen Mk-Bezuges wurden schon wiederholt moniert, doch scheint der Autor mehr an der Wiederholung des traditionellen Standpunktes als an der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der erwähnten Herausforderung interessiert zu sein. In dieser Hinsicht ist er sich zwar selber treu geblieben, hat der Wissenschaft aber keinen guten Dienst geleistet. Als praktisches Arbeitsmittel läßt sich die Zusammenstellung trotzdem in mancher Hinsicht verwenden.

Linz

A. Fuchs

Klaus Wengst, Das Johannesevangelium. 1. Teilband: Kapitel 1-10 (Theologischer Kommentar zum Neuen Testament, 4/1), Stuttgart 2000 (Kohlhammer), 399 Seiten, kartoniert € 31,50; 2. Teilband: Kapitel 11-21 (ThKNT, 4/2), Stuttgart 2001 (Kohlhammer), 350 Seiten, kartoniert € 31,50

Diese neue Kommentarreihe, deren erste Lieferungen die beiden Bände von K. Wengst darstellen, ist für das NT für 24 Bände bzw. Teilbände berechnet und wird von E.W. Stegemann, P. Fiedler, L. Schottroff und K. Wengst herausgegeben. Die ursprüngliche Initiative dazu war von P. von der Osten-Sacken ausgegangen, mit dem Ziel, zu einer Erneuerung des christlich-jüdischen Verhältnisses in der Weise beizutragen, daß die historisch kritische Exegese verbunden würde mit einer „unpolemischen, verstehenden und theologisch vertieften Wahrnehmung des jüdischen Volkes“ (Vorwort). Daneben ist es Anliegen der neuen Reihe, ein patriarchales Frauenbild, das durch ntl. Schriften vertreten und verfestigt wurde, aus dieser Fixierung zu lösen, was die erhöhte Berücksichtigung sozialgeschichtlicher Fragen einschließt. Daß mit beiden Zielsetzungen höchst zeitgemäße Aufgaben in Angriff genommen werden, steht außer Zweifel, und es ist der Vorteil einer ntl. Kommentarreihe, daß diese Themen dadurch nicht nach Interesse und Bedarf beliebiger und manchmal ideologischer Diskussionen aufgegriffen werden, sondern daß mißverständene oder mißbrauchte Texte des NT selbst der Reihe nach zur Sprache kommen und die Aussagen der Quelle selbst, die Ausgangspunkt für christliches oder unchristliches Denken war, geklärt werden können.

In den beiden Bänden von K. Wengst kommt vor allem die jüdische Seite in vielen Texten eindrucksvoll zur Debatte. Das zeigt sich einmal darin, daß der Verfasser Entstehung und Abfassung des JohEv in engem Zusammenhang mit dem Ausschluß der joh Christengemeinde aus der Gemeinschaft der Synagoge sieht, wie aus seiner Monographie: „Bedrängte Gemeinde und verherrlichter Christus. Ein Versuch über das Johannesevangelium“, München ⁴1992 bekannt ist. Und es

zeigt sich andererseits in der Heranziehung einer Menge atl. und rabbinischer Texte, mit denen der Verfasser verschiedene Abschnitte des JohEv verständlich zu machen sucht. Für Nichteingeweihte mögen manche jüdischen Passagen nicht immer in vollem Maß verständlich sein, aber es ist unzweifelhaft, daß sich wiederholt überraschende Zusammenhänge ergeben und daß sich der Eindruck nicht abweisen läßt, daß eine zukünftige Exegese des Evangeliums diese Richtung beibehalten muß. Jüdische Bräuche und jüdisches Denken scheinen in viel stärkerem Maß der Hintergrund und Schlüssel für das Evangelium zu sein, als es in vielen gängigen Kommentaren der Fall ist. Die Auseinandersetzung mit der üblichen exegetischen Literatur wird zwar nicht ausgeblendet, aber sie erfolgt doch in gewisser Hinsicht mehr als Folie der vorgelegten „jüdischen“ Kommentierung als in wirklichem Dialog. Eine stärkere positive Berücksichtigung der existierenden Forschung würde sicherlich auch diesem Kommentar zugute kommen, wenn man stellvertretend bloß das Kapitel der Abschiedsreden herausgreift, zu dem fast alle neueren Abhandlungen fehlen. Niemand wird dem Verfasser verargen, daß er historische Mißgriffe der Exegese gerade auf diesem kritischen Gebiet immer wieder beim Namen nennt, doch werden seine Bemerkungen manchmal zu einer „jüdischen Vergeltungsaktion“, die die Zielsetzung des Kommentars in Frage stellen könnte. Abgesehen davon sind die beiden Bände aber geeignet, dem Leser und den Exegeten die Augen zu öffnen, die bedenkliche Schlagseite der vergangenen, historischen Exegese zu vermeiden, und vor allem den Sinn des Textes besser zu erfassen, der aus dem atl.-jüdischen Hintergrund viel mehr gewinnt, als die damit zu wenig vertrauten westlichen Exegeten oft gemeint haben.

Linz

A. Fuchs

Michael Labahn, Offenbarung in Zeichen und Wort. Untersuchungen zur Vorgeschichte von Joh 6,1-25a und seiner Rezeption in der Brotrede (WUNT, 2/117), XII + 358 Seiten, Tübingen 2000 (Mohr Siebeck), kartoniert € 60,70

Diese spezielle Abhandlung zu den beiden joh Wundern 6,1-15 und 6,16-21 und dem dazugehörenden Anhang 6,22-25 bildet die überarbeitete Fassung eines Abschnittes der Dissertation des Autors, deren Hauptteil unter dem Titel „Jesus als Lebensspender. Untersuchungen zu einer Geschichte der johanneischen Tradition anhand ihrer Wundergeschichten“ (BZnW, 98), Berlin-New York 1999 veröffentlicht wurde (vgl. Rezension in: SNTU 26 [2001] 231-233).

Im ersten Kapitel (10-80) behandelt L. Text und Kontext von Speisung und Seewandel Jesu in Joh 6. Abgesehen von dem eucharistischen Nachtrag Joh 6,51c-

58, den der Verfasser für eine deuterojohanneische relecture hält, wird Joh 6,22-25 als Reflexion über die Realität des Seewandels eingestuft. Folgenreich für die Analyse ist die Tatsache, daß die Wundersequenz nach Meinung Labahns erst mit 6,5 beginnt und 6,1-4 als redaktionelle Einleitung zur Speisungserzählung betrachtet wird, in der der Autor viele theologische Akzente unterbringen konnte. Im zweiten Kapitel versucht der Verfasser, die Vorlage des Speisungswunders zu rekonstruieren und vor allem durch einen Vergleich mit atl. Parallelen Form und Gattung des Wunders zu bestimmen. Den nächsten Abschnitt nimmt die analoge Untersuchung der Seewandelerzählung ein (187-230). Kennzeichnend ist jeweils die Fülle des verarbeiteten Materials und die relativ umfangreiche Auseinandersetzung mit der entsprechenden Literatur. In kürzeren Kapiteln fragt L. anschließend nach dem Verhältnis des JohEv zu den Synoptikern (231-246) und speziell der beiden joh Wunder zur synoptischen Tradition (247-276). Obwohl er viele sprachliche Zusammenhänge feststellt und auch die Sequenz bei Joh und Mk dieselbe ist, möchte er wegen auffallender Unterschiede doch keine direkte literarische Abhängigkeit vertreten. Statt dessen macht er eine *secondary orality* für die Zusammenhänge verantwortlich, was aber trotz der wiederholten Betonung dieses Standpunktes kaum überzeugen kann. Nicht nur im Schlußkapitel unterstreicht L. die Tatsache, daß das Speisungswunder der Demonstration der Hoheit Jesu dient und auf die Lebensbrotrede 6,25-59 hingeeordnet ist, was die bisherige Exegese nur bestätigt.

Als Negativum zeigt sich auf diesem Hintergrund die mangelnde Vertrautheit des Verfassers mit dem Problem der minor agreements, die beim ersten Wunder beträchtlich und für das Verhältnis des Joh zu den Synoptikern von Bedeutung sind, wie Labahn auch selber weiß (262f; 266, Anm. 110). Ganz allgemein gilt für ihn noch immer die Zweiquellenlehre „als nicht unumstrittenes, aber ... doch bewährtestes, literarkritisches Erklärungsschema für die Differenzen und die Parallelen der synoptischen Evangelien“. „Im Anschluß an die gegenwärtige Diskussion“ rechnet er auch damit, „daß ein vom kanonischen Markus abweichendes Markus-Exemplar Mt und Lk vorgelegen haben könnte“, wobei er sich freilich nicht darüber klar ist, ob das ein „Deutero- oder ein Proto-Markus“ gewesen sein müßte (116, Anm. 3). Es wurde schon im Zusammenhang ähnlicher Behauptungen bei N. Walter, W. Schmithals und anderen wiederholt darauf hingewiesen, daß dieses *unsichere Offenlassen konträrer Möglichkeiten* nur zeigt, daß dem betreffenden Autor nicht klar geworden ist, daß der ausnahmslos sekundäre Charakter der agreements gegenüber dem kanonischen Mk nur eine *dmk* Interpretation der Phänomene zuläßt und die gegenteilige „Möglichkeit“ eines Proto-Mk die Sache auf den Kopf stellt und eine fundamentale Unkenntnis der agreements verrät. Es ist nicht zu über-

sehen, daß der Autor damit nur das Fehlurteil wiederholt (vgl. 116, Anm. 3), das auch bei seinem Lehrer G. Strecker erstaunlicherweise zu finden ist, der in seiner „Literaturgeschichte des Neuen Testaments“ (UTB 1682), Göttingen 1992, 153 ebenfalls meint, daß die Annahme eines Urmarkus zwar weniger wahrscheinlich, „aber nicht völlig auszuschließen“ sei. Es ist schade, daß sich Labahn in seiner ganzen Abhandlung so eng an diesen sehr lokalen und noch dazu unhaltbaren wissenschaftlichen Horizont von Göttingen klammert und der ganzen umfangreichen Dmk-Literatur unübersehbar ausweicht, was gerade bei seiner sonstigen eingehenden Auseinandersetzung mit den entsprechenden Hypothesen sehr verdächtig ist und auffällt. Der Verfasser hat offenkundig keinerlei sachliche Kompetenz bezüglich dieses Problems und schließt sich dort, wo er den Fragen nicht ausweichen kann, traditionellen Erklärungen an.

Die konkreten Bemerkungen dazu sind über die ganze Abhandlung verstreut. Wiederholt kommt Labahn auf die Beobachtung zu sprechen (127; 263, Anm. 85; 271.273.278), daß das Motiv der 200 Denare von Mk 6,37 (vgl. Joh 6,7) bei Mt und Lk fehlt, was ein auffallendes agreement darstellt. Er schließt sich im gegebenen Fall nicht der im Rahmen der Zweiquellentheorie gängigsten Erklärung unabhängiger Redaktion durch die Seitenreferenten an, sondern meint: „Möglicherweise ist diese Zahl erst später in den mk Text geraten, so daß MtEv und LkEv, aber auch die vorjoh. Überlieferung Zeugen für einen älteren Mk-Text wären“ (127). „Die doppelte Streichung beansprucht ... weniger Wahrscheinlichkeit als eine abweichende Textstufe“ (263, Anm. 85). Als Begründung dient ihm u.a. die Überlegung, daß Mt und Lk die Zahlenangabe auch steigern hätten können, falls sie ihnen zu niedrig erschien. Vielmehr erlaubt die Übereinstimmung von Joh 6,7 und Mk 6, 34 den wichtigen traditionsgeschichtlichen Schluß, daß Joh „die synoptische Tradition ... kannte und zwar in einem fortgeschritteneren Stadium“ (271), während eine direkte literarische Abhängigkeit von den Synoptikern ausgeschlossen ist. Für Joh 6,7 sei das Motiv der Steigerung für die Einfügung maßgeblich gewesen (vgl. 278), was auch noch an anderen Stellen zum Ausdruck kommt (vgl. 93 und 273).

Ganz analog beurteilt Labahn auch das agreement von Mk 6,43c. Hier handelt es sich bei der Erwähnung der Fische „möglicherweise um eine spätere sekundäre Glosse, die die Seitenreferenten noch nicht bei Mk gefunden haben und die somit auch nicht der joh. Überlieferung ... vorgelegen hat“ (131f; vgl. auch 262, Anm. 75, wo Labahn seine Vermutung wiederholt, „daß das Aufsammeln der Fischreste ein sekundäres, nicht im MkEv der Seitenreferenten notiertes Thema ist“).

Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang die Beobachtung, daß Labahn auch in zwei weiteren Fällen ähnlich reagiert. So ist er z.B. bei Mk 1,41 und 9,22, worauf er im Zusammenhang mit Mk 6,34 zu sprechen kommt, wieder der Ansicht, σπλαγχνίζομαι könne sekundäre Mk-Redaktion sein. „Beide Verben stehen ... wegen ihres Fehlens bei den mk Seitenreferenten ... im Verdacht, sekundär in den mk Text eingefügt worden zu sein“ (120, Anm. 31). Der Verfasser läßt sich sogar zu der Behauptung hinreißen: „So könnten Mk 1,14 [sic; gemeint ist 1,41]; 9,22 dtmk Zusatz sein“ (aaO.). Damit stellt er nicht nur die traditionsgeschichtliche Entwicklung des synoptischen Textes auf den Kopf (s.u.), sondern pervertiert auch den Begriff von Dmk. Denn allgemein wird mit Dmk - im Gegensatz zur Verwendung durch Labahn - nur die Weiterentwicklung des MkEv bezeichnet, wie sie sich in den gemeinsamen Übereinstimmungen des *Mt* und *Lk* beobachten läßt, und nicht die behauptete oder tatsächliche redaktionelle Bearbeitung des kanonischen Mk. Labahn stiftet also nicht nur mit seiner Sicht der traditionsgeschichtlichen Entwicklung, sondern auch mit seiner Terminologie eher Verwirrung, als daß er zu einer Lösung der agreements beiträgt.

In seiner traditionsgeschichtlichen Untersuchung der Perikope stößt Labahn noch auf weitere Probleme mit agreements, die ihn in unterschiedlicher Weise in Beschlag nehmen. So notiert er z.B. das Nachfolgen des Volkes Mt 14,13 par Lk 9,11 in Zusammenhang mit Joh 6,2; εἶπεν Mt 14,18 par Lk 9,14 gegenüber Joh 6,10; und περισσεύειν Mt 14,20 par Lk 9,17 gegenüber Joh 6,12 „sowie die gemeinsame Auslassung von Mk 6,31“ (265). „Insgesamt sind die Übereinstimmungen“ nach seiner Meinung aber „nicht sonderlich aussagekräftig, sondern lassen sich der Rahmung einer solchen Massenspeisung zurechnen, die die Volksmenge zusammenbringen will“ (265f). Abgesehen davon, daß nicht recht klar ist, was diese agreements mit der Rahmung einer solchen Massenspeisung zu tun haben sollen, widerspricht Labahn seiner eigenen Bewertung teilweise dadurch, daß die agreements, die parallel zu Mk 6,30-34 vorkommen und zu denen auch ἀκολουθεῖν gehört, an anderer Stelle doch „von großer Bedeutung sind“ (266, Anm. 110). Schon zuvor hatte er allgemein „die Zahl der Parallelen zwischen der Speisung im MtEv und im LkEv, die gegen den mk Text gehen (die *minor agreements*)“ für „auffällig“ erachtet (262f) und darauf hingewiesen, daß F. Neiryneck in seiner Synopsis „in den 15 mk Versen 26 Phänomene auf(listet)“ (263, Anm. 83). Dies führt zu der traditionsgeschichtlichen Folgerung, daß Unterschiede gegenüber Mk nicht unbedingt Redaktion eines Seitenreferenten sein müssen, „sondern ... möglicherweise auch aufgrund einer anderen Ausgabe des MkEv entstanden sein (können)“ (263). L. scheint die agreements sachlich also doch eher für bedeutsam als für

nebensächlich zu erachten. Dies zeigt sich auch darin, daß er die besonders in einer Speisungsgeschichte höchst auffällige Erwähnung von Krankenheilungen bei Mt 14,14 par Lk 9,11 als „wichtiges“ Beispiel anführt (267). Er entgeht der Schwierigkeit aber vermeintlich dadurch, daß er erklärt, daß „beide Texte, Lk 9,11 und Mt 14,14, ... jedoch nicht wirklich identisch (sind)“ (267). Außerdem sei bei Lk auch das vorausgehende Motiv von der Belehrung über das Reich Gottes redaktionelle Änderung gegenüber der mk Erwähnung des Lehrens der Menge durch Jesus, so daß sich auch deshalb die unmittelbar darauf folgende Erwähnung der Krankenheilungen dem Lk zuschreiben lasse. Wie schon in anderen Fällen (vgl. SNTU 26 [2001] Tuckett, Neiryneck) ist aber auch an ihn die Frage zu richten, ob dem Leser die Unlogik einer solchen Argumentation auf die Dauer verborgen bleiben kann, denn trotz redaktioneller Formulierung des agreements auf lk Seite kann dieses disagreement im agreement ja nicht die Tatsache verschleiern, daß *unter* den bei Mt und Lk vorhandenen Unterschieden doch das Faktum einer *parallelen Erwähnung* von plötzlichen und gänzlich unerwarteten Krankenheilungen höchst auffällig ist. So einfach wie Labahn möchte, läßt sich das agreement also nicht abtun, abgesehen davon, daß man sie *positiv* verstehen muß, statt sie zu beseitigen, weil das Diktat der Zweiquellentheorie es so fordert.

Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß Labahn im Gefolge von U. Luz, Das Evangelium nach Matthäus (8-17) (EKK, 1/2), Neukirchen 1990 [²1996], 396 und Anm. 7 die Auffassung mehrerer Autoren teilt, für die agreements sei Fall für Fall eine eigene, *unterschiedliche* Erklärung zu suchen. Nach Luz könnte dafür unabhängige Redaktion durch die Seitenreferenten, mündliche Überlieferung oder auch eine dmK schriftliche Rezension in Frage kommen, wobei aber Luz unter dmK etwas anderes versteht als Labahn, der den Begriff pervertiert, wie schon erwähnt wurde. Abgesehen von der Terminologie ist für Labahn jedenfalls eine Interpretation, die „unterschiedliche Erklärungsmodelle“ zuläßt, „ohne eine zu favorisieren“, vorzuziehen, denn „dies dürfte den Befund wohl treffend charakterisieren, da die unterschiedlichen Berührungen der Seitenreferenten möglicherweise unterschiedliche Erklärungen finden müssen“ (263, Anm. 85). Später wiederholt er nochmals: „M.E. ist an jeder Stelle neu zu prüfen, wie diese Belege [= agreements] literarhistorisch erklärt werden können“ (270, Anm. 141). Gegen diese Empfehlung, die erst wirklich überzeugen würde und eigentlich erst vorgebracht werden könnte, *nachdem* alle Fälle genau einer eingehenden Prüfung unterzogen worden sind, was der Verfasser gerade vermissen läßt, sind aber mehrere Argumente vorzubringen. Einmal vernachlässigt Labahn die von ihm selbst zitierte hohe Zahl von agreements in dieser Perikope (26 Phänomene parallel zu 15 Mk-Versen, s.o.). Und

zweitens führt die unter dem Druck der Zweiquellentheorie meist praktizierte Beiseitigungstendenz, der sich auch Labahn vollständig unterworfen hat, dazu, die *Kohärenz* und den *positiven* Sinn der Gesamtzahl der Fälle vollständig zu mißachten und dadurch prinzipiell an der Intention der Phänomene vorbeizulaufen. Weil er nur ein paar Fälle innerhalb einer einzigen Perikope überprüft und die übrigen übergeht, verzerrt sich von vornherein jede mögliche Erklärung. Ganz allgemein ist festzustellen, daß die Untersuchung in dieser Hinsicht zu oberflächlich und sporadisch erfolgt und aus der *voreiligen* Beurteilung einer *Gruppe* von einzelnen agreements falsche Schlüsse gezogen werden. Wie erwähnt, wird die Anführung von Krankenheilungen als Redaktion der Seitenreferenten beurteilt und damit abgetan; ἀκολουθεῖν, εἶπεν und περισσεύειν werden als nicht aussagekräftig beiseite geschoben; die negativen Übereinstimmungen 200 Denare, σπλαγγίζεσθαι und die Nicht-Erwähnung der Fische werden isoliert von den positiven beurteilt, was dazu führt, daß die traditionsgeschichtlichen Verhältnisse auf den Kopf gestellt werden. Und schließlich wird eine Reihe von weiteren agreements gar nicht gesehen und in ihrer Bedeutung erfaßt (ἀναχωρεῖν, βρώματα etc.). Vgl. A. Fuchs, Die Agreementredaktion von Mk 6,32-44 par Mt 14,13-21 par Lk 9,19b-17. Ein vorläufiger Entwurf, in: SNTU 22 (1997) 181-203 bzw. den Aufsatz zu Joh 6,1-15 in diesem Band. Erst eine zusammenfassende Würdigung der großen Zahl *aller* Fälle gäbe ein zutreffendes Bild. Vor allem aber würde eine solche Untersuchung zu der Erkenntnis führen, daß alle positiven agreements sekundär sind gegenüber dem kanonischen Mk-Text und *daß erst dieses Ergebnis ermöglicht*, die an sich ambivalenten negativen agreements richtig zu bewerten. Konkret bedeutet dies z.B., daß das Fehlen des Motivs der 200 Denare bei Mt und Lk *nicht* den älteren Text wiedergibt, sondern eine Eliminierung gegenüber Mk darstellt. Es folgt dann von selbst, daß man nicht den Mk-Text zum jüngeren Stadium erklären kann, weil man damit nur den Bock zum Gärtner machen würde. Es ist das Krebsübel vieler exegetischer Erklärungsversuche, daß sie bei einer Untersuchung der agreements an ihre Kohärenz und ihren positiven Gesamtsinn überhaupt nicht denken, obwohl es ein methodisches Gebot ist, Phänomene gleicher Art auch auf die gleiche Weise zu erklären. Die so hoch angepriesene Offenheit gegenüber einer vielfachen, jeweils verschiedenen Interpretation der agreements zeigt nur, daß dieser Grundsatz außer Acht gelassen bzw. daß das diesem Vorgehen zugrundeliegende Phänomen gar nicht erkannt wurde, daß nämlich alle agreements relativ zu Mk und im Vergleich zu diesem *sekundär* sind. Die verständliche, aber von allem Anfang an *völlig in die Irre führende* Fragestellung, ob die agreements dem System der Zweiquellentheorie eingeordnet werden können, führt nur zu ihrer Abqualifizierung und Erledigung und stellt, was den meisten Exegeten überhaupt nicht bewußt ist, das Lösungssystem *über*

den Text und macht dieses zum Maß aller Dinge. Es ist schade, daß auch diese Göttinger Dissertation einmal mehr diesem fundamentalen Irrtum Vorschub leistet (vgl. auch Fendler, Kollmann, Green, Kiilunen, Schüling, etc.). Leider muß man feststellen, daß sie sich auch wie viele andere Publikationen zum gleichen Thema augenfällig vor der gesamten Literatur zu Deuteromarkus drückt und den alten Vorstellungen verhaftet bleibt. Göttingen, das seinerzeit dazu gegründet wurde, damit das (protestantische) Licht im Norden scheine, hat mit dieser Abhandlung die Chance zu einem Schritt nach vorn verpaßt, und wie andere Universitäten auch sich als bloße Verteidigerin des Alten bekundet. Im übrigen haben sich die Arbeiten des Verfassers aber als sehr sachkundig und wichtig herausgestellt und man kann überzeugt sein, daß er auch das Defizit seiner alma mater durch gründlichere Beschäftigung mit dem Thema überwinden wird.

Linz

A. Fuchs

Jörg Frey, *Die johanneische Eschatologie. Bd. III: Die eschatologische Verkündigung in den johanneischen Texten* (WUNT, 117), Tübingen 2000 (Mohr Siebeck), XVII + 600 Seiten, kartoniert € 101,80

Mit diesem dritten Band liegt nun wahrlich ein opus magnum zur joh Eschatologie vor, das wohl bald den Status eines Standardwerkes einnehmen wird. Der 1. Bd. enthält eine weitausladende Forschungsgeschichte (1997), während der 2. Bd. in detaillreichen Analysen das Zeitverständnis rekonstruiert (1998). Band 2 und 3 bildeten ursprünglich die 1997/98 in Tübingen angenommene Habilitationsschrift. Zur Johannesapokalypse, die Verf. „am Rande der johanneischen Schule angesiedelt“ (3) sieht, hat er einen eigenen großen Beitrag in M. Hengel, *Die johanneische Frage* (WUNT 67, 1993, 326-429) verfaßt. Man spürt die Fachkompetenz aus einer zehnjährigen Forschungsarbeit im 3. Band auf Schritt und Tritt, wenn etwa zu einer Vielzahl von sich im Duktus der eigenen Darstellung ergebenden „Randfragen“ und Sonderproblemen ausführlich und detailliert Stellung genommen wird. Die in den früheren Bänden begründete literarkritische Position sieht die Johannesbriefe dem Evangelium zeitlich vorangehen, sodaß etwa die dort als akut erfahrene Gemeindekrise im Evangelium noch nachwirkt. So hat „das Schisma im johanneischen Kreis ... bereits seinen erzählerischen Niederschlag gefunden“ (467). Wegen der großen sprachlichen Homogenität wird auch ein gemeinsamer Verfasser vorausgesetzt, der sein Evangelium, das nach seinem Tod mit sorgsamem Modifikationen ediert wurde, in einem längeren Gestaltungsprozeß schuf. In methodischer Hinsicht wird das 4. Evangelium als literarische Einheit interpretiert. Für die Erhe-

bung der Eschatologie ist entscheidend „die Wahrnehmung der temporalen Perspektive der jeweiligen ‚Aussagen‘“ (9). Dabei gilt es, für die eschatologische Verkündigung jeweils die kommunikative Intention und die pragmatische Situation der Aussagen zu erheben. Ferner wird das im joh Gemeinde- und Schulbereich seit langem verfügbare Traditionsgut der Jesusüberlieferung differenziert aufgearbeitet und zur Profilierung der jeweiligen Textaussagen eingesetzt. Die Materialdarbietung geht so vor, daß in einem kürzeren 1. Teil diese Traditionen erhoben werden. Der 2. Teil stellt das eigentümliche und spannungsvolle Ineinander von „apokalyptische(r) Zeitdeutung und eschatologische(r) Verkündigung in den Johannesbriefen“ (45) dar. Bereits hier wird der gegen eine bisher höchst einflußreiche Forschermeinung (seit Bultmann) gerichtete *cantus firmus* dieser Untersuchung deutlich: „zwischen den präsentischen und den futurischen Aussagen besteht ... kein Widerspruch“ (97)! Während die Johannesbriefe ihre Verkündigung in direkter Kommunikation mit der Gemeinde vorlegen, muß die pragmatische Grundsituation einer indirekten (Erzähl-)Kommunikation im Evangelium erst erhoben werden. Dafür bieten die Abschiedsreden (3. Teil) eine hochbedeutsame Zwischenposition an: In der Fiktion des faktischen Abschiednehmens Jesu von seiner Jüngergruppe gewinnt zugleich die joh Verkündigung und theologische Reflexion für die eigene Gemeinde ihre besondere Kontur. Somit liegt hier der hermeneutische Schlüssel für das Verständnis des ganzen Evangeliums (105). Aufgrund der situativen Trennungsangst der Jünger und der Unsicherheit einer vom Unglauben angefochtenen Gemeinde werden „Gegenwartsgewißheit und Zukunftshoffnung in spezifischer Weise miteinander verbunden“ (470). Von da aus ist die eigentümliche „Verschränkung eschatologischer Gegenwarts- und Zukunftsaussagen“ für das gesamte Evangelium (471) erschließbar. Dies wird im 4. Teil in drei repräsentativen Textfeldern (Kap. 3; 5,19-30; 11) mit unterschiedlicher Ausrichtung entfaltet, wobei das meist als hart empfundene Nebeneinander von präsentischen und futurischen Aussagen in 5,19-30 unter Abweisung jedes literarkritischen Lösungsversuchs in ihrer besonderer Bezogenheit interpretiert wird. Dabei spielt das „Vorzeichen der christologischen Vollmacht Jesu“ (470) eine zentrale Rolle. Gegenüber einem vielfach angenommenen existentialtheologischen Zeitverständnis mit ihrem von Bultmann bestimmten Vorrang der Eschatologie vor der Christologie betont Frey mit besonderem Nachdruck den entschiedenen Vorrang der Christologie gegenüber allen „eschatologischen, ekklesiologischen und ethischen Aspekten“ (469). So ist auch „der Gedanke des eschatologischen Gerichts ... prononciert auf die Gegenwart der Sendung Jesu bzw. seiner Verkündigung in der Gemeinde bezogen“ (474). – Ein fast hundertseitiges Register nach Sachbereichen beschließt das imposante und für

die weitere Johannesforschung innovative und zugleich durch sorgfältige Begründungen ausgezeichnete Werk.

Innsbruck

R. Oberforcher

Markus Sasse, *Der Menschensohn im Evangelium nach Johannes* (TANZ, 35), Tübingen 2000 (Francke), VIII + 336 Seiten, € 44,30

In seiner Heidelberger Dissertation untersucht S. die 13 Menschensohnaussagen im JohEv. Vorab definiert er den Menschensohnbegriff als eine christologische Selbstbezeichnung Jesu, in der er mit Hilfe apokalyptischer Bildersprache seine eschatologische Identität umschreibt. Ein kurzer Blick auf die Forschungsgeschichte, in der es vornehmlich um die traditionsgeschichtliche Herkunft des Menschensohnbegriffs ging, zeigt, daß seine Deutung weitgehend vom Gesamtverständnis des JohEv abhängt. Deshalb nimmt S. im 1. Hauptteil zu dessen theologischem und historischem Standort Stellung. Er hält das JohEv für eine judenchristliche Schrift, die kein synoptisches Evangelium voraussetzt. Weil es eine Rückprojektion der Erfahrungen der Gemeinde mit der jüdischen Synagoge in die Geschichte Jesu sei, sei zunächst deren sozialgeschichtlicher Standort zu bestimmen. Das JohEv spiegle die Auseinandersetzung zwischen der judenchristlichen Gemeinde und der altgläubigen jüdischen Synagoge wider. Führende Juden kommen zwar noch zur Gemeinde, bekennen sich aber nicht öffentlich zu ihr. Die pauschale Bezeichnung der Gegner als „die Juden“ sei durch die innerjüdische Auseinandersetzung bedingt. Gegen die von den Gegnern vorgetragene Argumente zur Herkunft Jesu argumentiert der Evangelist mit Hilfe seines Zeugen- und Gesandtenkonzepts. Die Funktion Jesu begründet er mit innerjüdischen Argumenten. Für seine Gemeinde, die er durch Abfall und Spaltung bedroht sieht, nimmt er in Anspruch, das wahre Israel zu sein. Durch vorsichtige Integration sucht er die Johannesjünger zu integrieren.

Das JohEv verdanke seine Entstehung der vollzogenen Trennung von der Synagoge und den damit verbundenen Problemen. Auf diesem Hintergrund erkläre sich sein juristischer Charakter. Jesu messianischer Anspruch solle verteidigt und seine Hinrichtung als unbegründeter Willkürakt der jüdischen Oberschicht entlarvt werden. Der Prolog nehme hier die Funktion einer himmlischen Anklageschrift ein. Innerhalb des Prozesses der Gemeinde gegen die Welt spielen die Zeugen eine wichtige Rolle. Zu ihnen zählen auch die Gegner Jesu, sofern sie bezeugen, daß die Erkenntnis Jesu und seiner heilsgeschichtlichen Rolle prinzipiell möglich ist. Das Zeugnis Jesu und des Jüngers, den Jesus liebte, setzt sich als Zeugnis gegen die altgläubige jüdische Gruppe fort in der Gemeinde. Anwalt und Ankläger ist der

Paraklet, der nach dem Weggang Jesu nach innen belehrt und Zeuge in einem Prozeß gegen die feindliche Welt nach außen ist.

Neben dem juristischen verfolgt das JohEv auch ein pädagogisch-didaktisches Ziel. Es geht hier um die Vermittlung des Wissens um die heilsgeschichtlichen Zusammenhänge, angefangen von der Schöpfung der Welt durch Gott und den Logos als den Schöpfungsmittler über den in die Welt gesandten menschengewordenen Sohn bis hin zum Menschensohn-Richter. All das ist ausgerichtet auf die identitätsstiftende und pneumatisch begründete Einheit der Gemeinde als Abbild der Einheit von Vater und Sohn. In dem Bestreben, Außenstehende zu integrieren und bedrängte Anhänger vor dem Abfall zu bewahren, liegt der missionarische Charakter der Gemeinde. Für erstere argumentiert der Evangelist christologisch, für letztere soteriologisch.

Im 2. Hauptteil interpretiert S. eingehend die 13 Menschensohn-Aussagen. In 1,51 betont der Auf- und Abstieg von Engeln – wahrscheinlich in Anspielung auf die Jakobsleiter (Gen 28,12) – den direkten Kontakt des Menschensohns zum Himmel und bereitet so die großen Reden Jesu in Joh 3 und 6 vor. Zugleich wird die Gedankenwelt des Prologs mit dem öffentlichen Wirken Jesu verbunden. In bewußter Umkehrung zu 1,51 spricht 3,13 vom Ab- und Aufstieg des Menschensohns. Da sein Aufstieg seine Rückkehr in seine himmlische Herkunft bedeutet, umfaßt der Menschensohn die gesamte irdische Wirksamkeit Jesu. Nikodemus offenbart im Dialog mit Jesus einen defizitären Glauben, insofern in seinem Bekenntnis die soteriologische Funktion Jesu und dessen in der Beziehung zu Gott gründenden Einzigartigkeit fehlt. Weil das so ist, kann er die für die Taufe verwendete Geburtsmetapher als eschatologische Neuschöpfung durch den Geist nicht verstehen. Denn er begreift nicht, daß in Jesus die Unvermittelbarkeit von „Fleisch“ und „Geist“ bereits überwunden ist. Jesus möchte Nikodemus durch sein Wort und seine Taten zum Glauben führen. Mehr kann er erst verstehen, nachdem er als Glaubender in der Taufe neu geboren ist. Weil Nikodemus sich als pharisäischer Sympathisant Jesu nicht der joh Gemeinde anschließt, muß er Jesus mißverstehen. Als Angehöriger der jüdischen Oberschicht ist er zugleich Zeuge, wenn auch Zeuge zweiter Klasse. Sein Sozialstatus hindert ihn daran, zum Glauben zu kommen. Die Menschensohn-Aussage in 3,13 zeigt, daß Jesus der Grund und die Ermöglichung der Wiedergeburt aus dem Geist ist. Der Evangelist kann hier an die jüdische Apokalyptik (Dan 7 etc.) und an die Theophanietradition (ab- und aufsteigen) anknüpfen.

Mit der Erhöhung des Menschensohnes (3,14; 8,28; 12,32-34) interpretiert der Evangelist die Kreuzigung Jesu als Sieg über den Herrscher dieser Welt. Mit seiner Erhöhung erlangt der Menschensohn die göttliche Herrlichkeit, die er vor seinem Abstieg bereits gehabt hat. Im Zusammenhang mit seiner Sendung und Erhöhung deutet der Evangelist den Tod Jesu als Verherrlichung. An dem erhöhten Wesen des Menschensohns kann man Anteil erhalten. Nach Joh 5,27 wird dem Menschensohn ausdrücklich die Gerichtsvollmacht übertragen, wobei das Gericht präsentisch verstanden wird.

Wie der Nikodemusrede geht es der Brotrede um die soteriologische Funktion Jesu. Wie Brot Leben, so bewirkt die Brotmetapher für Jesus ewiges Leben. Mit der Speisung der Volksmenge hat sich Jesus in deren Augen direkt als Konkurrent des Kaisers gezeigt. Der Evangelist aber betont, daß die Verehrung des himmlischen Messias die Loyalität gegenüber der irdischen Obrigkeit nicht berührt. Wenn Jesus sein Fleisch mit Brot gleichsetzt, ist nicht sein Tod gemeint, sondern seine Funktion als Lebensspender und vollmächtiger Vollstrecker der Heilsinitiative Gottes. Denn Fleisch bezieht sich wie in 1,14 auf die Lehre Gottes, die von den Seinen angenommen werden soll. Blut als Lebensträger ist Metapher für die Weitergabe präexistenten Lebens. In 9,35-39, wo der Blindgeborene das johanneische Christentum repräsentiert, ist der Menschensohn Gegenstand des Glaubens. Er ist Richter, der den Glaubenden Leben schenkt, die Nichtglaubenden aber richtet.

Aus den Textinterpretationen ergibt sich ein einheitliches Bild des Menschensohns, der aus nachösterlicher Perspektive gesehen wird. Die Menschensohnbezeichnung bezieht sich stets auf das Wirken des irdischen Jesus. In 1,51 verweist sie auf das bevorstehende öffentliche Wirken Jesu, in 13,31 auf seinen Tod. Die Menschensohnworte werden dadurch argumentativ verzahnt, daß die Vorstellungskreise des Ab- und Aufstiegs, der Erhöhung und Verherrlichung mit Jesu Kreuzigung identifiziert werden. Von der richtigen Deutung des Kreuzes aber hängt für die Glaubenden das Heil ab, das vor dem Gericht bewahrt und schon jetzt ewiges Leben bedeutet.

Der Verf. geht u.a. noch auf das Verhältnis zu den synoptischen Menschensohnworten ein, die sich im wesentlichen nur in der Gerichtsfunktion mit den joh treffen. Abschließend sucht er die Menschensohnworte in den Rahmen der joh Christologie einzuordnen. Dabei betont er, daß allen christologischen Bezeichnungen dieselbe lebenspendende Funktion zukommt. Der Menschensohnchristologie kommt insofern für die Gemeinde eine besondere Bedeutung zu, als sie die sie bedrängenden Fragen zu beantworten weiß, ob Jesus denn der Messias ist und

warum Jesus sterben mußte. Sie macht auch das Gehen zum Vater in den Abschiedsreden verständlich.

Daß das JohEv eine einheitliche Menschensohnavorstellung aufweist, ist m.E. gut begründet. Der Evangelist hat zweifellos seine Konzeption auch im Blick auf die christliche Gemeinde entwickelt. Doch scheint es zweifelhaft, die Veranlassung allein in der Gemeindesituation zu sehen. Die Argumente, die für die Kenntnis wenigstens eines synoptischen Evangeliums sprechen, sind nach meinem Urteil überzeugender. S. muß für seine These im Anschluß an seinen Doktorvater K. Berger eine Frühdatierung des JohEv postulieren. Im vorliegenden Buch sind im übrigen relativ viele Druckfehler stehen geblieben. Es fehlen u.a. oft die Endungen bei Genitivbildungen (z.B. "s"). Positiv sind schließlich die Register und Tabellen zu vermerken, die Arbeit mit dem Buch erleichtern.

Hennef

H. Giesen

Marianne Meye Thompson, *The God of the Gospel of John*, Grand Rapids-Cambridge 2001 (Eerdmans), X + 269 Seiten, kartoniert \$ 22,-

„Gott“ als Vater, Ursprung und Ausgangspunkt der Sendung Jesu Christi spielt eine wichtige Rolle im Denken und Erzählen des vierten Evangelisten. Daher verwundert es, daß dem Gottesbild des vierten Evangelisten verhältnismäßig wenig exegetisches Interesse gewidmet wurde. In der neueren Forschung änderte sich das Bild ein wenig: Neben der primär auslegungsgeschichtlich orientierten Arbeit von *Larsson*, *God in the Fourth Gospel*, 2001, und der Dissertation *The Johannine Exegesis of God* von *Sadananda* (Bethel 1997) ist beispielsweise *Semeia* 85 (ed. *Reinhartz*: *God the Father in the Gospel of John*, 2001) zu nennen. In diese Fragestellung reiht sich die Studie von Marianne Meye *Thompson* (= T.) mit der dezidierten These ein: „the Gospel of John is theocentric“. Mit dieser Grundthese wendet sich T. gegen gebräuchliche christozentrische Johannesinterpretationen. Primärhintergrund für ihre Analyse bildet das hellenistische Judentum, mit dessen Gottesbild(ern) sie joh Aussagen vergleicht. Ein zentraler Schlüssel für die theologische Interpretation Jesu ist die ihm vom Vater zugebilligte göttliche Tätigkeit (das „all-encompassing creative and sustaining work of God“; 80), Leben auszuteilen und zu richten (Joh 5,25f), die sich als roter Faden durch T.s Interpretationen zieht (54.77ff u.ö.).

T. untergliedert ihre Arbeit in fünf Abschnitte. Nach der grundlegenden Einleitung, in der Gott als „neglected factor in New Testament Theology“ bestimmt wird (mit *Dahl*), folgt ein erster Abschnitt zu *The Meaning of „God“*. Sie untersucht die

Verwendung des Begriffs „Gott“ in der Umwelt des NT. „Gott“ kann für himmlische Wesen und für Menschen verwendet werden, in dem diese mit Gott oder seiner Aktivität verglichen werden, zielt aber nicht auf deren gottesdienstliche Verehrung. Vor solchem Hintergrund wird die joh Christologie als „functional“ und „relational“ bestimmt (46–48): sie ist *funktional*, da Gottes Identität und Charakter in Jesu Worten und Taten manifest wird (52), die er als Werk des einen Gottes ausführt (53), und Jesu „functions ... are seen as unique divine prerogatives“ (47), *relational*, da sie sein Verhältnis zu Gott artikulieren. Gott zu kennen heißt ihn als den zu kennen, der als Vater den Sohn gesandt hat (51). Diese Aspekte werden im zweiten und dritten Abschnitt *The Living Father* und *Knowledge of God* näher bedacht und die besondere Relation Jesu als Sohn des Vaters herausgestellt, die in der lebensspendenden Funktion besteht, die der Vater dem Sohn gewährt (69). In dieser Einsicht sind die präsentisch- wie futurisch-eschatologischen Aussagen des Johannesevangeliums (= JE) verbunden (80–87). Das Verhältnis Vater – Sohn steht sowohl für die untrennbare Einheit als auch für die personale Unterschiedenheit, die nicht als hierarchische Unterordnung, sondern als „fully in harmony“ (95) zu interpretieren ist. Zugang zu Gott gibt es durch den inkarnierten Sohn; ihn zu erkennen, ist eine Bedingung, um Gott zu erkennen (141). „Because of the unity of Father and Son, those who are in the presence of the Son may see God in him“ (142). Schrift und Geist übernehmen Jesu Funktion nach der Auferstehung. Im vierten Abschnitt *The Spirit of God* werden die verschiedenen Geistaussagen einschließlich der Parakletsprüche systematisiert und theozentrisch interpretiert. „The Spirit is God’s Spirit, but the Spirit can be sent and given by Jesus because God has given him this prerogative“ (187). Die Primärfunktion des Geistes besteht in „life-giving transformation“, durch das Menschen zu Gotteskindern werden (170). Der Zielpunkt der Geistaussagen wird im fünften Abschnitt *The Worship of God* noch einmal deutlich, indem sich T. besonders der joh Polemik gegen den Gottesdienst und die Verwendung von jüdischen Ritualen und Festen im JE widmet, die sie vor zeitgenössischer jüdischer Polemik gegen pagane Gottesverehrung interpretiert. Ist hier die Frage, wie Gott verehrt wird, das zentrale Bestreben, so entspricht dies durchaus dem Anliegen des JE. Nach JE ist Gott in Jesus präsent, Jesus ist das Haus/die Einwohnung Gottes, so daß diese Präsenz zu verleugnen zugleich die Verleugnung Gottes bedeutet. Wahrer Gottesdienst in der eschatologischen Stunde geschieht in „Geist und Wahrheit“ und ist daher nach T. *durch den Geist Gottes ermöglicht* (Joh 4,21–23). Weil Gott in Jesus ist und Jesus von Gott her Leben auszuteilen hat, kann Jesus gottesdienstliche Verehrung zuteil werden, aber nur als der, durch den Gott selbst verehrt wird; „Hence, honor of the risen Jesus is never honor of a second god but honor of the One who manifests the glory, Word, and

life of God“ (225). Beschlossen wird das Buch durch eine prägnante Zusammenfassung.

T. hat eine anregende, gut lesbare und streitbare Studie vorgelegt, die ein wichtiges joh Thema mit methodisch angemessenem Vorgehen zur Sprache bringt. Die mit ausführlichem Literaturverzeichnis (aktuelle deutschsprachige Literatur wie *Freys* umfassende Beiträge zur joh Eschatologie blieben leider unbeachtet) und Register ausgestattete Arbeit verdient Kenntnisnahme und Diskussion, auch wenn die These einer theologischen Zentrierung des JE m.E. gegen die Analysen der Studie selbst das komplexe Verhältnis von Gott/Vater und Sohn von der Christologie weg hin zu einer theologischen Zentrierung vereinfacht. Gott ist Lesern und Leserinnen des Evangeliums jedoch immer als der zugänglich, als der er sich in seinem Sohn offenbart und wie er durch ihn wirkt. Diesen Zusammenhang löst die These der theologischen Zentrierung auf. Theologische Fundierung und theologische Zeichnung der joh Christologie wird man aber mit T. deutlicher als Wort, Werk und Offenbarung Gottes wahrnehmen müssen. Ob dabei nicht auch stärker mit Einflüssen „profaner“ hellenistischer Parallelen zu rechnen ist, wäre eine weitere Frage.

Halle

M. Labahn

Erich Gräßer, *Forschungen zur Apostelgeschichte* (WUNT, 137), Tübingen 2001 (Mohr-Siebeck), XI + 359 Seiten, gebunden € 91,50

In diesem Sammelband finden sich vier der umfangreichen Berichte über die Forschung an der Apg sowie drei Aufsätze zur Parusieerwartung bzw. Parusieverzögerung in der Apg wiederabgedruckt, die der Verfasser hauptsächlich zwischen 1960 und 1980 veröffentlicht hatte. Es handelt sich bei den letzteren um ein Thema, das den Autor seit seiner Dissertation „Das Problem der Parusieverzögerung in den synoptischen Evangelien und der Apostelgeschichte“ (BZNW, 22, Berlin ³1977) beschäftigt hat. Dazu kommt ein neuer Beitrag über eine erst in jüngster Zeit wiedergefundene Straßburger Apg-Vorlesung von A. Schweitzer, in der dieser ganz im Gegensatz zur späteren Bultmann-Schule den Paulinismus der Apg durchaus vereinbar mit dem der Briefe hält. Als Einleitung dient ein Aufsatz, in dem G. einen Rückblick hält über die letzten 50 Jahre Acta-Forschung und ein Resümee für die gegenwärtige Situation zieht. Zwar werden heute die Kontraste nicht mehr so scharf formuliert wie in den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts, als der literarisch-theologische Lk dem historischen gegenübergestellt und dem Verfasser der Apg der Vorwurf grober Unzuverlässigkeit gemacht wurde, was in protestantischen

Kreisen der Bultmann-Anhänger zur „Haut den Lukas“-Hysterie geführt hat. Heute wird weniger polemisch der kirchliche und der gesetzestreue Paulus der Apg dem Paulus der echten Briefe gegenübergestellt, ohne daß die damit beschriebenen Kontraste befriedigend erklärt wären. Der von E. Haenchen, H. Conzelmann und Ph. Vielhauer repräsentierten Richtung, die Lk u.a. den Vorwurf macht, daß er an die Stelle der Parusieerwartung die Heilsgeschichte gesetzt habe, was dann zur Fehlentwicklung des Frühkatholizismus führte, steht die „neue Tübinger Schule“ von M. Hengel und P. Stuhlmacher gegenüber, die Lk viel mehr Glaubwürdigkeit zuschreibt. Während den einen „Anti-Lk-Scholastik“ vorgeworfen wurde, die nur „die Quellen ... zerstört, um Raum für die eigenen Konstruktionen zu schaffen“ (Hengel/Schwemer), wird den anderen naiv-historisches Mißverstehen des Textes nachgesagt. Den phantastischen Konstruktionen einer hyperkritischen Actaforschung stehe beinahe ein narrativer Fundamentalismus gegenüber, usw. Natürlich kommt das Israel-Thema zur Sprache, in dessen Rahmen in letzter Zeit J. Jervell aus dem Heidenapostel Paulus einen bloß an den Juden interessierten Missionar machen wollte, was nicht die Zustimmung Gräfers findet. Insgesamt liest sich dieser einleitende Aufsatz fast spannend und bietet zugleich einen guten Einblick in die Aufgaben, die der Apg-Forschung auch noch für die Zukunft gestellt sind.

Linz

A. Fuchs

Friedrich W. Horn (Hg), Das Ende des Paulus. Historische, theologische und literaturgeschichtliche Aspekte (BZNW, 106), Berlin-New York 2001 (de Gruyter), VIII + 359 Seiten, gebunden € 100,80

Der vorliegende Band faßt die Vorträge zusammen, die aus einer zweisemestrigen Vortragsreihe an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Mainz zum Thema „Das Ende des Paulus“ hervorgegangen sind, das in der vom Herausgeber gegründeten ntl. Sozietät schon länger bearbeitet und vorbereitet worden war. In seiner Einführung weist Horn darauf hin, wie viele Fragen sich aus der zweifachen Tatsache ergeben, daß der Tod des Paulus in der Apg nicht ausführlich zur Sprache kommt, während ihn die Apokryphen erwähnen, und daß auch über den Prozeßausgang in Rom und eine eventuell darauf folgende Spanienreise oder erneute Tätigkeit im Osten des Reichs Schweigen herrscht, während frühchristliche Quellen sowohl das eine wie das andere für möglich halten. Konnte Paulus seine länger beabsichtigte Spanienmission tatsächlich realisieren, und aus welchen Gründen sollte er im Gegensatz dazu wieder in den Osten zurückgekehrt sein, wo er seine Aufgabe schon als abgeschlossen betrachtet hatte (vgl. Röm 15,

23)? Aber nicht nur das Schweigen der Apg wirft viele Fragen auf, auch die konkrete Seereise des Paulus in Apg 27f stellt historisch und literarisch vor eine Reihe von Problemen. Die einzelnen Referate zeigen, wie unsicher die Ergebnisse in vielem noch sind.

Im ersten Beitrag „Die letzte Jerusalemreise des Paulus“ beschäftigt sich der Herausgeber mit den historischen Zusammenhängen, die zur Romreise des Paulus Anlaß gegeben haben könnten. Er geht der Frage nach, warum sich Paulus gedrängt sah, die Kollekte von Makedonien und Achaia für die Jerusalemer Gemeinde unbedingt persönlich zu überbringen, obwohl ihm dort wissentlich größte Gefahr drohte und er schon lange Rom und Spanien erreichen wollte? H. vermutet aufgrund von Röm 15,28, „daß für Paulus die Einlösung der Kollektenverpflichtung zu diesem Zeitpunkt unabdingbare Voraussetzung jeglicher weiteren Missionsarbeit war“ (35), sodaß letztlich die mit der Übergabe verbundene erhoffte Anerkennung der von Paulus betriebenen gesetzesfreien Heidenmission Grund der Jerusalemreise und der sich daraus ergebenden Folgen war. - G. Ballhorn befaßt sich mit der Abschiedsrede des Paulus in Milet Apg 20,17-35 und dem dort von Lk vorausgesetzten Tod des Apostels. Wieder steht im Hintergrund der offenkundige Gegensatz, daß Lk in seiner Darstellung Hinrichtung und Martyrium des Paulus in Rom verschweigt, während er andererseits dessen Missionstätigkeit und die Auseinandersetzung mit den Behörden so ausführlich schildert, daß er dazu die ganze zweite Hälfte der Apg benötigt. Für die Autorin bleibt nur die Möglichkeit, „daß Pauli Tod eben kein Martyrium war, sondern vielleicht schmachvoll und demjenigen Paulus nicht würdig, den Lukas schildert“ (47). - M. Reiser, der einzige katholische Autor des Bandes, untersucht die Seereise des Paulus von Cäsarea bis Malta. Zunächst scheidet die in jüngster Zeit von H. Warnecke propagierte Hypothese, Paulus sei gar nicht auf Malta, sondern vor der griechischen Küste gestrandet, an philologischen Zusammenhängen. Darüber hinaus kommt der Verfasser durch Heranziehung antiker Seefahrtsberichte, u.a. des Statthalters Arrian, zu dem Ergebnis, daß es sich in Apg 27 keineswegs, wie oft behauptet wurde, um eine romanhafte Darstellung mit einigen sekundären lk Einschüben handle, sondern um den verlässlichen Bericht eigener Erfahrungen des Lk. „Zur Erklärung der genauen Einzelheiten, die dieser ganz außergewöhnliche Bericht einer antiken Seereise gibt, genügt das gute Gedächtnis des Autors, der durch das ‚Wir‘ seine eigene Teilnahme anzeigt“ (72). - M. Labahn fragt nicht nach der historischen Wirklichkeit von Apg 27f, sondern nach dem literarischen Porträt des Paulus in diesem Abschnitt. Seine Auskunft lautet, daß Paulus als *homo honestus et iustus*, als von seiner Mitwelt anerkannter Ehrenmann vorgestellt wird. Die behördlich genehmigte Begleitung

des Gefangenen durch „Brüder“ auf dessen Kosten, seine exponierte einflußreiche Rolle auf der Fahrt und in Malta, der triumphartige Empfang durch Christen aus Rom u.a. sind Züge eines Gemäldes, das „die freie Verkündigung des Evangeliums durch seinen würdigen und von Gott ausgezeichneten Boten“ (106) vor dem Leser hervortreten läßt. - M. Tilly widmet sich der syrischen Bearbeitung von Apg 28,17-31, die anders als noch Lk sich fast ausschließlich an Heidenchristen wendet. - H. Omerzu ist von dem eminenten Gegensatz beeindruckt, der zwischen dem Verschweigen des Prozeßausgangs in Rom und den ausführlichen Angaben des Prozeßberichtes Apg 21-26 besteht. Die Angaben zur Haft in Rom verraten keine spezifische Kenntnis über die Zeit in Rom, was für den Abschnitt nach Cäsarea mit einem Informationsmangel des Lk rechnen läßt. Ein plötzlicher Tod des Verfassers kann den Abbruch der Apg nicht verursacht haben, weil 28,17-31 „äußerst planvoll angelegt“ (131) ist. Daß die Pastoralbriefe die von Lk geplante Fortsetzung seines Werkes seien, überzeugt aus anderen Gründen nicht, und für die Annahme, „daß die römische Gemeinde entweder aktiv oder wenigstens passiv eine Mitschuld am Tod des Paulus (und des Petrus) getragen hat“ (136), wie manchmal behauptet wurde, ist die dafür herangezogene Stelle 1 Clem 5,5-7 zu wenig eindeutig. - B. Wander sucht nach den Gründen für die von Paulus schon lange geplante Spanienreise und findet sie in der Angabe von Röm 1,14, dergemäß sich Paulus nicht bloß zu Griechen, sondern auch zu Barbaren gesandt weiß, für die in Spanien ein dem Paulus verständliches Vulgärgriechisch bezeugt ist. Der tiefere Grund für dieses Missionsunternehmen, das nur hypothetisch in Betracht gezogen wird, seien heilsgeschichtliche Vorstellungen aus dem AT gewesen. - Von H. Löhr wird angenommen, daß 1 Clem 5,5-7 von einer „Tätigkeit des Apostels im Westen über Rom hinaus wußte“ (212), obwohl sich diese Behauptung schlecht in die übrigen Daten der Biographie des Paulus einordnen läßt. - C. Büllersbach untersucht das Verhältnis der apokryphen Acta Pauli zur Apg, sieht das apokryphe Werk aber nicht als Fortsetzung der Apg. - M. Frenschkowski setzt sich mit dem Problem der Pseudepigraphie und der These einer Paulusschule auseinander, hat aber besonders mit dem ersten Teil größte Probleme. Im Gegensatz zu vielen anderen Autoren hält er Pseudepigraphie für kein „unproblematisches Stilmittel“ (240). Er rechnet mit bewußter Fälschung und Täuschung von Seiten der Autoren und massiver Leichtgläubigkeit und Dummheit der Adressaten. „Es bleibt dabei, daß Pseudepigraphie eine bewußte und planmäßig durchgeführte Täuschung ist, welche - wenn sie erkannt worden wäre - damalige Leser im allgemeinen ebenso vor den Kopf gestoßen hätte wie heutige. Nur die Arglosigkeit und Naivität christlicher Leser hat meist ihre Erkenntnis verhindert“ (251). Ziemlich zynisch kommt F. auf die „Wahrheitsliebe der frühen Christen“ zu sprechen und scheut sich nicht, ihnen leichtfertig Lügen zu

unterstellen (vgl. 250). Prinzipiell stellt er die Frage: „Haben wir überhaupt Belege dafür, daß ein Text positiv tradiert, gelesen und geschätzt wurde, dessen Pseudepigraphie bekannt war?“ (245). Der Verfasser meint, auf die von der Gesamtkirche abgelehnten *gnostischen* Deuteropaulinen als Gegenbeispiele hinweisen zu können. Aber hier zeigt sich nur die grobe Unterschätzung des ntl. Kanons durch den Verfasser, für den diese Grenzziehung von Seiten der Kirche praktisch nichts bedeutet. Sie garantiert jedoch die Rechtgläubigkeit der einzelnen Schriften und in diesem Sinn auch die Apostolizität, und sie ermöglicht, daß nach dem Tod des Paulus verschiedene Autoren in seinem Sinn und mit Berufung auf seine Autorität lehrend und ordnend in das Leben der Kirche eingreifen konnten. Gegenüber dem ganzen Phänomen der Pseudepigraphie scheint der Beitrag von F. viel zu kurzatmig zu sein, wie auch die weitere Behauptung des Autors, Timotheus sei der Verfasser der Pastoralbriefe (vgl. 269) noch einiger Begründung bedürfen wird, um auf allgemeine Zustimmung zu stoßen. - Von dem letztgenannten Aufsatz abgesehen, sind die verschiedenen Beiträge des Bandes gut geeignet, die vielen offenen Fragen von Apg 27f bewußter zu machen und wahrscheinlichere Lösungen von weniger wahrscheinlichen zu unterscheiden. Für die Exegese bleibt weiterhin auch auf diesem Gebiet viel zu tun, aber dieser Band vermittelt einen kräftigen Anstoß dazu.

Linz

A. Fuchs

Anton Deutschmann, Synagoge und Gemeindebildung. Christliche Gemeinde und Israel am Beispiel von Apg 13,42-52 (BU, 30), Regensburg 2001 (Pustet), 279 Seiten, kartoniert € 35,90

Es geht dem Verfasser eindeutig um das Thema „Israel, Judentum und Kirche“, das besonders in den letzten 20 Jahren unter starkem nordamerikanischen Einfluß neu diskutiert wird. Apg 13,42-52 mit dem Übergang der Mission und damit des Heils von den Juden zu den Heiden ist dabei nur eine exemplarische Perikope, an der das Problem abgehandelt werden kann. Daneben kommen auch Lk 4,16-30 und Apg 28,17-31 zur Sprache, weil hier zu Beginn und Ende des 1. Doppelwerkes sich die gleiche Ablöse des Judentums durch die Heidenmission abzuzeichnen scheint.

D. beginnt zunächst mit einem Forschungsüberblick, der für ihn hauptsächlich durch zwei Positionen gekennzeichnet ist. Einmal kritisiert er die einflußreiche These von E. Haenchen und H. Conzelmann, daß für Lk die Juden kein heilsgeschichtlicher Faktor mehr seien, da die Verkündigung des Evangeliums von ihnen abgelehnt wurde. Dagegen steht die Behauptung J. Jervells, die Kirche habe sich

nicht von Israel getrennt, nur der unbußfertige Teil der Juden habe seine Zugehörigkeit zum Volk Gottes verloren. Der Verfasser wehrt zwar den Vorwurf eines christlichen Antijudaismus bei Lk (vgl. 89) ab, den er mit J.R. Wilch eher bei modernen Auslegern findet (31), versteht aber das Anliegen des Lk entscheidend anders: bei Apg 13,42-52 (und ähnlichen Texten) gehe es um eine innerjüdische Auseinandersetzung um die Heilsmöglichkeit der sogenannten Gottesfürchtigen und gar nicht um die Ablösung der Juden in der Heilsgeschichte durch die Christen. Die Gemeinschaft aus Jesus-gläubigen Juden und Heiden sei vielmehr Teil Israels, und die „ungläubigen Juden“ nicht aus Israel ausgeschlossen (vgl. 32).

In der Einzelanalyse des Textes vertritt D. die These, daß bei den sogenannten „Gottesfürchtigen“, deren Aufnahme in die christliche Gemeinde immer wieder den Streitpunkt zwischen den Juden und Paulus bildet, „die lukanische Schilderung des Synagogenumfelds nicht den historischen Gegebenheiten entspricht, sondern vielmehr ein theologisches Konstrukt des Autors ist“ (51). „Die Gottesfürchtigen sind daher ‚theologische Charaktere‘, die im Rahmen der lukanischen Theologie funktionalen Charakter haben, deren historische Existenz aber bezweifelt wird“ (50f). Der Verfasser stützt sich dabei maßgeblich auf A.T. Kraabel, sagt aber von der Gegenthese von I. Levinskaya kein Wort. Daß es sich an den kritischen Stellen um die heidnischen Sympathisanten der Synagoge handelt, kann aber auch D. nicht bestreiten (156). Wichtiger ist für D. das Argument, daß es sich bei dem Vorwurf der Verstockung der Juden nicht um den Ausschluß des auserwählten Volkes vom Heil handle, sondern um die Rechtfertigung der Heidenmission von christlicher Seite. Der Vorwurf der Verstocktheit sei nach atl.-prophetischem Vorbild als Appell zu verstehen und nicht heilsgeschichtliche Aussage in dogmatischem Sinn. Im Zusammenhang damit ist es dem Verfasser auch darum zu tun, eine von jüdischer Seite verursachte Verfolgungssituation zu bestreiten (vgl. z.B. 154-156). „Die Behauptung einer jüdischen Verfolgung der Gemeinde kann“ nach Meinung Deutschmanns „in die polemische religiöse Auseinandersetzung mit der Synagoge gehören und dazu dienen, die Gegner ins Unrecht zu setzen“ (155). Solche gruppensoziologische Argumentation ist zwar auch bei Vorwürfen des Paulus gegenüber seinen jüdischen Gegnern in manchen Publikationen verbreitet, doch verträgt sich ein angeblich so leichtfertiger Umgang mit der Wahrheit nicht unbedingt mit den Zeugen der Wahrheit (vgl. Lk 1,1-4) und Martyrern des Evangeliums. Es scheint nicht gerechtfertigt, polemische Aussagen bloß als „feste(n) Bestandteil inter-religiöser Polemik“ (156) zu verharmlosen, wenn D. kurz vorher verbale Angriffe, illegale Anschläge, Vertreibung, Aufwiegelung der heidnischen Bevölkerung oder ihrer Repräsentanten, Anzeigen bei heidnischen Instanzen (154), um die Missionare zu

vertreiben oder zu töten (156), zugeben muß und dabei die Verhaftung der Zwölf, die Lynchjustiz bei Stephanus, die Hinrichtung des Jakobus und die ebenfalls beabsichtigte des Petrus gar nicht erwähnt. Aussagen wie jene, „daß dies den Juden gefiel“ (Apg 12,3), hat der Autor zugunsten seiner lockeren Behauptung mühelos vergessen, was einen allzu großen Respekt vor dem schon zitierten, aus Nordamerika übernommenen Trend verrät. Die Ablehnung des Paulus und Barnabas in Antiochien wird als Eifer für die Tora erklärt, „er wird zur Pflicht des frommen Israeliten und richtet sich gegen die Abtrünnigen aus dem eigenen Volk“ (160). Vor lauter „Sorge um die Wahrung der Tora, die einige Juden angesichts der (gesetzesfreien) Heidenmission verletzt sehen“ (167f), verschweigt der Verfasser, daß Lk nicht von einer objektiven Diskussion über die Erlaubtheit oder Unerlaubtheit der Aufnahme der Gottesfürchtigen in die judenchristliche Gemeinde redet, sondern vom „Aufhetzen der vornehmen Frauen und der angesehensten Männer der Stadt“ (13,50) berichtet und von der Vertreibung der Missionare aus ihrer Stadt. Man sieht weder, wie sich die Beschönigung dieses Verhaltens wie auch andererseits die leichtfertige Unterstellung, daß Lk die jüdischen Gegner zu Unrecht beschuldigt, weil dies einem Schema entspreche, sich einer Exegese entnehmen ließe, die nicht ideologisch vorbelastet ist. Auch bei Lk 4,16-30 möchte der Autor die Leser glauben lassen, daß „es kaum vage negative menschliche Eigenschaften oder Gefühlsregungen wie Eifersucht, Neid oder Wut (sind), die die Synagoge veranlassen, gegen Jesus vorzugehen“ (188), was dem Wortlaut offen widerspricht.

D. wird sicher Zustimmung darin finden, daß das Verstockungswort aus Jesaja nicht als „Verwerfung“ Israels verstanden werden soll (213), doch scheint die Formulierung, daß die Gemeinschaft aus Juden und Heiden „in Israel“ steht oder *Teil* Israels ist (260), gegenüber den Tatsachen etwas verzerrt zu sein. Lk geht es sicher um die Kontinuität mit dem alten Volk Gottes, was durch das starke Wachsen des heidenchristlichen Flügels zu einer theologischen Frage werden konnte, ohne dem ungläubigen gebliebenen Teil Israels aber eine heilsgeschichtliche Rolle zuzuordnen. Es hätte der Studie des Autors vermutlich besser getan, wenn er objektiv dem Text nachgegangen wäre, ohne sich von modernen Trends zu sehr drängen zu lassen.

Andreas Lindemann: Der Erste Korintherbrief (HbNT, 9/1), Tübingen 2000 (Mohr Siebeck), IX + 389 Seiten, kartoniert € 35,-

Andreas Lindemann ist bekannt geworden durch die Zusammenarbeit mit Hans Conzelmann am immer noch gebräuchlichen „Arbeitsbuch zum Neuen Testament“, durch die Mitherausgabe der „Apostolischen Väter“ und durch verschiedene Studien zu Paulus und paulinischen Schriften. Mit dem Kommentar zum Ersten Korintherbrief legt er in von ihm gewohnt solider Qualität eine Interpretation vor, die durch Genauigkeit, ausgewogene Argumentation und ein gutes Urteil besticht. Darüber hinaus ist erfreulich, daß dieser Kommentar sich im Vergleich zu anderen der letzten Jahre auf einen noch übersichtlichen Umfang beschränken kann. Das heißt jedoch nicht unbedingt, daß L. es dem Leser einfach machte. Wie in der Reihe üblich, ist dies ein fachexegetisches Werk, das dem Leser viel Griechisch und einiges an Spezialwissen abverlangt. Der Kommentar ist geprägt von der ständigen Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur.

Dem eigentlichen Kommentar ist eine 18seitige Einleitung vorangestellt, die seinen Schwerpunkt sichtbar macht. Die typischen Einleitungsfragen der historisch-kritischen Exegese werden der Reihe nach behandelt: Textkritik und Textrezeption bei den frühen Vätern, literarische Einheitlichkeit, Gliederung und Gattung, Gemeindesituation in Korinth, theologisches Thema des Briefes, und letztlich Abfassungsort und -zeit. Ein vierseitiges Literaturverzeichnis schließt die Einleitung. In dieser Einleitung findet sich viel Altbekanntes: L. vertritt die These der literarischen Einheitlichkeit, läßt aber spätere Interpolationen zu wie in 14,33b–35; die Gliederung in fünf Hauptteile mit Kapitel 15 als ein eigener Hauptteil; Abfassung in Ephesus zwischen 54–56. Hier geht L. den Weg der Mehrheit der Kommentatoren. In den Seiten zur Gemeindesituation weist L. auf die spezifische Situation von Korinth als einer römischen Kolonie im hellenistischen Raum hin. Daraus erweise sich auch das theologische Zentrum des Briefes, die Kirche und ihre Hausordnung in heidnischer Umwelt. Dieses Anliegen wird auch zum Zentrum des folgenden Kommentars. Zur Gattung bemerkt L., daß die Länge des Briefes die Zuordnung zu einer speziellen Briefform, wie es am Gal immer wieder versucht wird, verbiete. Paulus bediene sich der Briefform als „autoritatives Kommunikationsmittel (7) zur Bewahrung der Einheit in einer zersplitterten Kirche. Der eigentliche Kommentarteil folgt den in der Reihe üblichen Regeln. Unterabschnitte werden jeweils übersetzt, es folgt eine Literaturliste zur Stelle und die Auslegung, die von der Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur geprägt ist. Innerhalb des Kommentars finden sich 20 kurz gehaltene Exkurse zu Themen wie „ekklesia“, Herrenmahl, Textproblemen und Glossolalie, um nur einige zu nennen. Eine Zusam-

menfassung oder Rückschau am Ende des Kommentars fehlen; auch Indizes werden nicht geboten.

Grundsätzlich findet sich hier ein solider Kommentar. Die Diskussionen einzelner Stellen sind oft einleuchtend. Die Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur zeigt die beeindruckende Belesenheit des Autors. L.s Fähigkeit, Probleme knapp und gehaltvoll darzustellen, nötigt Bewunderung ab. Der Erste Korintherbrief wird lebendig als ein Zeugnis für eine Gemeinde im Dialog und öffnet sein Potential für solche Diskussionen auch in der heutigen christlichen Situation. Gerade hier jedoch könnte man sich mehr wünschen. Z.B. weist die schon für Paulus äußerst schwierige Auseinandersetzung über die Sexualität auf die Notwendigkeit, die paulinische Diskussion auch für heutige Leser nicht nur einsichtig, sondern auch fruchtbar zu machen. Hier hätte L. mehr Hilfe bieten können. Für den pastoralen Gebrauch ist der Kommentar hier und an anderen Stellen wohl zu knapp geraten. Doch dies sind Bemerkungen, die die Leistung L.s nicht schmälern sollen. Dieser Kommentar wird sicher gerne immer wieder von Fachleuten konsultiert, die eine verlässliche Interpretation des Korintherbriefes in historisch-kritischer Tradition wünschen.

Innsbruck

B. Repschinski

Wolfgang Schrage, *Der erste Brief an die Korinther (1 Kor 15,1-16,24)*, (EKK, 7/4) Düsseldorf (Benziger) und Neukirchen (Neukirchener) 2001, VIII + 485 Seiten, kartoniert € 81,30

Mit diesem vierten Teilband ist die Kommentierung des 1 Kor in der Reihe des EKK zu Ende gekommen. Sie hat damit einen Umfang erreicht, wie er von keiner anderen exegetischen Reihe weder im deutschsprachigen Gebiet noch in englisch-amerikanischen Serien bisher vorgelegt wurde. Nur A. Thiselton, *The First Epistle to the Corinthians*, Grand Rapids 2000 in der Reihe des *The New International Greek Testament Commentary* kommt mit seinen insgesamt XXXIII + 1446 Seiten den vier Bänden nahe. Dies gilt besonders dann, wenn man bedenkt, daß Thiselton im Unterschied zu Schrage völlig auf die für den EKK typischen wirkungsgeschichtlichen Erläuterungen verzichtet, die in dem vorliegenden Teilband in einem Fall (zu 1 Kor 15,50-58) fast eineinhalbmal so lang sind wie die Exegese selbst. Es ist kein Zweifel, daß in diesen kirchen- und exegegeschichtlichen Einblicken viel Interessantes zu finden ist, doch taucht mit zunehmendem Umfang dieser Passagen die Überlegung auf, ob man nicht doch - entgegen der Überzeugung des EKK - die Erklärung des Textes im Sinn der historisch-kritischen Methode von der Geschich-

te seines Verständnisses oder Mißbrauchs trennen sollte. In der Exegese selbst konzentriert sich Schrage hauptsächlich auf die theologischen Aussagen des Paulus und auf die Rekonstruktion der entsprechenden geistigen Probleme der Gemeinde von Korinth, während die in jüngster Zeit so in den Vordergrund gespielten sozialhistorischen Fragen weitgehend ausgeblendet bleiben und auch epistolographische und rhetorische Probleme nur kurze Erwähnung finden. Sein exegetischer Hintergrund ist mehr die europäische und die deutsch-protestantische Exegese, wie u.a. auch die vielen für Ausländer unverständlichen Zitate von Luther, Spener, Agrippa von Nettesheim und anderen zeigen. In gewissem Sinn kann man die beiden Kommentare als typische Exponenten von zwei heute weit auseinanderdriftenden exegetischen Welten betrachten, die aber gerade deshalb, weil sie sich immer fremder werden, mehr aufeinander hören sollten. In der maßvollen Verbindung beider wird vielleicht der bleibende Fortschritt liegen.

Linz

A. Fuchs

Anthony C. Thiselton, *The First Epistle to the Corinthians* (NIGTC), Grand Rapids-Cambridge (Eerdmans) und Carlisle (Paternoster Press), XXXIII + 1446 Seiten, gebunden US\$ 75.-

Dieser bisher umfangreichste Band der Reihe NIGTC stammt vom Leiter der Theologischen Abteilung der Universität Nottingham und legt, wie es von den bisherigen Arbeiten des Verfassers zu erwarten ist, großes Gewicht auf eine sozialhistorische und rhetorische Erklärung des 1 Kor. Entsprechend den Maximen der ganzen Serie wird auf die Herausarbeitung der theologischen Bedeutung des Textes großer Wert gelegt. Wenn man liest, daß man als Benützer Studenten vor Augen hat, die etwas weniger Technisches haben wollen als einen wissenschaftlichen Kommentar mit allen Details (something less technical than a full scale critical commentary), zweifelt man aber ein wenig, ob der Autor bei 1446 Seiten nicht dieses Ziel etwas aus den Augen verloren hat. Abgesehen von der allgemeinen Einleitung in den Brief gibt es Einführungen vor jedem Kapitel oder kürzeren Abschnitt, die Exegese geht häufig bis zur Wort-für-Wort-Kommentierung. Die Literatur ist wohl mit einer nie vorher erreichten Vollständigkeit verzeichnet und läßt das ganze Gewicht und Ausmaß der englischsprachigen Exegese mit den schon erwähnten beiden Schwerpunkten von sozialhistorischen und rhetorischen Fragestellungen erkennen. In der Einleitung (52 Seiten) spiegelt sich das bereits deutlich wider: Das römische Korinth zur Zeit des Paulus als florierende Handels- und Wirtschaftstadt, mit Streben nach gesellschaftlichem Erfolg; die christliche Gemeinde von K.

und ihr sozialer Stand; der Anlaß für den Brief mit (ablehnender) Diskussion von Briefkompositionen; und Paulus als rhetorischer Briefautor, Theologe und Seelsorger. Es ist unmöglich, die Ausführlichkeit zu beschreiben, mit der sich Th. sowohl jeder sprachlichen Einzelheit wie dem sachlichen Hintergrund oder der logischen Argumentation des Textes widmet. Für den Verfasser ist klar, daß die meisten Personen aus dem Kreis des Paulus an hoher Statusunsicherheit leiden und daß die Selbsterniedrigung des Apostels in ausdrücklichem Gegensatz zur Denkweise der Korinther stand, denn der Aufstieg auf der sozialen Stufenleiter war eines ihrer Hauptinteressen und Hauptbeschäftigungen. Selbstdarstellung war wichtig, auch wenn schon Seneca und Quintilian solches Verhalten der Rhetoren durchschaut hatten. Die Einleitung ist als Einblick in die Welt von Korinth und zugleich in die englischsprachige Exegese jedem zu empfehlen, auch wenn die meisten den Kommentar selbst nur abschnittsweise benützen werden. Wer von ständiger theologischer Weiterbildung etwas hält, wird auch den ganzen Band lesen. 90 Seiten Register erlauben auch einen raschen Zugang zu Einzelfragen in einem Band, der auch drucktechnisch vorbildlich ist.

Linz

A. Fuchs

Bruce W. Winter, *After Paul Left Corinth. The Influence of Secular Ethics and Social Change*, Grand Rapids-Cambridge 2001 (Eerdmans), 344 Seiten, kartoniert \$28,-

Glaubt man Apg 18,11, dann verbrachte Paulus mindestens 18 Monate in Korinth. Trotzdem muß er in 1 Kor auf sechs konkrete Anfragen der Korinther betreffs richtigen christlichen Verhaltens reagieren. Zwei der Anfragen beschäftigen sich mit der Kollekte für Jerusalem und dem gewünschten Besuch des Apollos (16,1.12). Aber die übrigen vier sind grundsätzliche Probleme des christlichen Lebens. Es ist eine Aporie, daß Paulus sich mit diesen grundsätzlichen Problemen während seines langen Aufenthaltes in Korinth anscheinend nicht beschäftigte. Etwas muß in Korinth passiert sein. W. Schmithals versuchte wenig erfolgreich, gnostische Einflüsse geltend zu machen, während J.C. Hurd bei Paulus einen plötzlichen Sinneswandel vermutete und D. Wenham ein Mißverständnis der Korinther annahm. Winters Ansatz ist sozialgeschichtlich orientiert. Zwischen den Aufenthalt des Paulus in Korinth und 1 Kor fallen Ereignisse, die die Sozialstruktur in Korinth erheblich veränderten. Dazu gehören die Einführung des provinziellen Kaiserkultes in Korinth, die Verlegung der Isthmischen Spiele von Korinth nach Isthmia, und die wiederholte Getreideknappheit in diesen Jahren. Diese veränderte Situation in

Korinth führte in der christlichen Gemeinde zu neuen ethischen Herausforderungen, die die Gemeinde in der Tradition der säkularen Ethik einer römischen Kolonie zu lösen versucht.

Entsprechend diesem Ansatz geht Winter in zwei Schritten vor. Im ersten Teil des Buches untersucht er die in 1 Kor sichtbaren Einflüsse säkularer Ethik. In acht Kapiteln werden Lehrer-Schüler-Verhältnisse, Strafrecht und Zivilrecht, Ethik einer Elite, Verschleierung der Frau, Privatgelage, religiöse Flüche und das Patronat auf ihre Echos in 1 Kor hin untersucht. In einem zweiten Teil wird der Einfluß sozialer Veränderungen auf die Gemeinde in vier Kapiteln ausgeführt: Fragen der Ehe, der Ehelosigkeit, des Essens von Opferfleisch in Tempeln des Kaiserkultes, und des Essens von auf Märkten gekauften Opferfleisches. Ergänzt wird der Band durch Indices biblischer Stellen, antiker Quellen, moderner Autoren und Stichwörter, sowie eine Bibliographie und sieben Abbildungen.

Winters Methode ist historisch orientiert. Sie lebt von der Untersuchung literarischer, nichtliterarischer und archäologischer Zeugnisse aus Korinth während der fraglichen Phase. Dadurch ergeben sich für die Auslegung von 1 Kor weitgehend erhellende Ergebnisse. So gelingt Winter eine klare und überzeugende Darstellung der Sichtweise der Korinther von Paulus und Apollos als sophistische Lehrer, während Paulus genau diese Auffassung mit dem Hinweis auf die Gemeinde Christi zu unterminieren versucht. Während die Korinther vom säkularen Bildungsideal geprägt waren, entwirft Paulus eine Ekklesiologie des Leibes Christi. Nicht alle Kapitel sind so erhellend (z.B. das Kapitel über die Verschleierung), aber grundsätzlich geht Winters Konzept auf. Die Verortung der Gemeinde in der säkularen römischen Welt läßt die von Paulus angesprochenen Probleme in scharfem Relief erscheinen. Die Aporie von 1 Kor wird weitgehend zufriedenstellend gelöst.

Winter hat sich seit Jahren mit mehreren Veröffentlichungen der Fachwelt als ein Experte für die römisch-hellenistische Umwelt neutestamentlicher Texte erwiesen. Das vorliegende Buch ist ein weiteres Beispiel dafür. Jedem an Paulus und der Korintherkorrespondenz interessierten Leser wird es Pflichtlektüre sein.

Innsbruck

B. Repschinski

Ben Witherington III, *Grace in Galatia. A Commentary on St. Paul's Letter to the Galatians*, Edinburg 1998 (Clark), XVII + 477 Seiten, kartoniert \$ 37,50

Der Verfasser legt einen soziolinguistischen und rhetorischen Kommentar vor, der in seiner Art an den 1995 von ihm publizierten Kommentar "Conflict and Com-

munity in Corinth. A Socio-Rhetorical Commentary on 1 and 2 Corinthians" erinnert. Schon in der Einleitung macht er klar, daß er nur die südgaltische Hypothese vertreten kann. Nach seiner Meinung ist Gal der chronologisch erste Brief des Paulus, nach der antiochenischen Krise, aber kurz vor dem Jerusalemer Konzil geschrieben. Als Grund für diese Annahme dient die Beobachtung, daß das Jerusalemer Dekret im Gal noch keine Erwähnung findet und sich manche Details aus dieser ungeklärten Situation verstehen lassen. Außerdem werden Paulus und Barnabas nur in diesem Brief gemeinsam erwähnt, auch von den vorchristlichen Jahren des Paulus ist nur in diesem Brief die Rede, Gemeindeleiter werden noch nicht erwähnt. Statt wie so häufig in Gal 2,1-10 dieselben Ereignisse zu sehen wie in Apg 15 meint der Verfasser, daß die Galaterstelle auf Apg 11,30 und 12,25 zu beziehen ist und die von Paulus erwähnte Offenbarung Gal 2,2 mit Apg 11,27-29 zu tun habe. Bei den Irrlehrern und Agitatoren handelt es sich um Judenchristen, die die Beschneidung und die Einhaltung besonderer Tage des jüdischen Kalenders fordern. W. bringt dies mit der verschiedenen Bewertung der Christengemeinden von Galatien durch die hauptsächlich heidenchristliche Gemeinde von Galatien und die judaistischen Missionare in Zusammenhang. Während die galatischen Christen sich schon stärker als eigenständige Gruppe sehen (Sekte), betrachten die Judaisten und Jerusalem die pln Gemeinden noch mehr als *Reformjudentum*. Dementsprechend verlangen sie die Beschneidung und Einhaltung jüdischer Vorschriften, damit die Christen vor dem römischen Gesetz auch als Juden gelten können und sie nicht ihre Privilegien einbüßen, während die Christen in Galatien sich bereits als das wahre „Israel Gottes“ Gal 6,16 sehen, das sich schon stark vom Judentum entfernt hat.

Größere Bedeutung nimmt für W. auch die Frage der Rhetorik im Galaterbrief ein. Während H.D. Betz mit seinem einflußreichen Kommentar für einen apologetischen Brief plädiert, was Witherington selbst früher vertreten hatte, betrachtet er den Gal nur als deliberative Rhetorik. D.h. der Brief sei darauf gerichtet, was die Galater in Zukunft tun sollten, nicht darauf, ob Paulus mit seiner konkreten vergangenen Verkündigung im Recht war. Nach W. handelt es sich bei den autobiographischen Bemerkungen von Gal 1-2 weder um eine Verteidigung des Apostolates noch der Verkündigung des Paulus, sondern um ein Paradigma der Gnade Gottes und ein Beispiel für andere Christen.

Besonders wegen seiner ausführlichen rhetorischen Analyse und seiner soziologischen Fragestellung, die in der europäischen Exegese immer noch weniger bekannt sind, ist der Kommentar bedeutsam. Zugleich kann er vermitteln, in welchem Maß sich die nordamerikanische und die europäische Exegese auseinanderentwick-

kelt haben, und daß ein Dialog dringend nötig ist. Die lebhafteste Art der Auseinandersetzung macht die Lektüre interessant.

Linz

A. Fuchs

Richard B. Hays, *The Faith of Jesus Christ. The Narrative Substructure of Galatians 3,1-4,11* (The Biblical Resource Series), Grand Rapids-Cambridge 2002 (Eerdmans), LII + 308 Seiten, kartoniert \$ 25.-/£ 18.-

Es handelt sich bei diesem Buch um die zweite Auflage der 1983 in der Reihe SBLDS 56 veröffentlichten Dissertation des Verfassers (Emory University 1981, W. Beardslee), die um ein Vorwort von L.T. Johnson (XI-XV), ein Vorwort des Autors (XI-XX) und eine Einleitung zur zweiten Auflage (XXI-LII) erweitert wurde. Ergänzt ist der Neudruck durch einen doppelten Anhang, einen Aufsatz von J.D.G. Dunn (249-271) und eine neue Stellungnahme des Verfassers (272-297), die beide bereits 1991 für die Pauline Theology Group geschrieben und in E.E. Johnson - D.M. Hay (Hgg), *Pauline Theology, IV: Looking Back, Pressing On* (SBL Symposium Series, 4), Atlanta 1997 veröffentlicht wurden. Die Fragestellung, ob *pistis Jesou Christou* in objektivem oder subjektivem Sinn zu verstehen sei, wird vermutlich nur einen begrenzten Leserkreis finden.

Linz

A. Fuchs

Wolfgang Kraus, *Zwischen Jerusalem und Antiochia. Die „Hellenisten“, Paulus und die Aufnahme der Heiden in das endzeitliche Gottesvolk* (SBS, 179), Stuttgart 1999 (Kathol. Bibelwerk), 192 Seiten, kartoniert € 24,60

Mit dieser Studie schließt Wolfgang Kraus gewissermaßen die Lücke zwischen seinen beiden Monographien: *Der Tod Jesu als Heiligtumsweihe* (WMANT, 66), neukirchen 1991 (Dissertation), und *Volk Gottes. Zur Grundlegung der Ekklesiologie bei Paulus* (WUNT, 85), Tübingen 1996 (Habilitation). Hatte sich erstere u.a. mit der Selbstdeutung des Todes Jesu durch den historischen Jesus beschäftigt, so letztere mit der paulinischen Neubestimmung des Volkes Gottes aufgrund des Christusereignisses. Jetzt wendet sich Kraus der urchristlichen Gottesvolkthematik in der Zeit zwischen Jesus und Paulus zu. Diese neue Studie verdient erhebliche Beachtung, da sie von einer in dieser Nachdrücklichkeit neu gestellten Fragestellung her die früheste urchristliche Geschichte und Theologie durchleuchtet: Gehören die Heidenchristen integral zu dem einen Gottesvolk? Können Nichtjuden in die Ge-

meinschaft derer, die sich zu Jesus als Messias bekennen, aufgenommen werden, und wenn ja, unter welchen Bedingungen? (vgl. 11).

In den späteren Schriften des NT und in den nachneutestamentlichen Schriften geht die Tendenz eindeutig dahin, die Würde, das erwählte Volk Gottes zu sein, ausschließlich den Christen zu-, Israel aber abzusprechen (15-18). Bei Paulus hingegen sind im Blick auf die Frage nach der Zugehörigkeit zum Gottesvolk sowohl Juden wie Heiden im Blick, was die Frage heraufbeschwört: „Wie kann die Vorstellung einer bleibenden Zusage Gottes an Israel neben der Botschaft einer Erlösung aller Menschen durch Christus angesichts Israels weitgehender Ablehnung Jesu als Messias Bestand haben?“ (20). Paulus denke in Röm 9-11 nicht an ein Nebeneinander zweier Gottesvölker, sondern sehe in Israel und der Kirche „zwei zeitlich-vorläufige Ausprägungen des einen Gottesvolkes“ (21; Gottesvolk wird hier als Verheißungsbegriff verstanden).

In seinen exegetischen Ausführungen entwickelt und begründet Kraus die These, daß die Gottesvolkthematik die Geschichte des Urchristentums an allen wichtigen Schaltstellen der vita des Apostels Paulus maßgeblich geprägt hat (Damaskuserfahrung des Paulus, Aufenthalt in Arabien, Begegnung mit Petrus in Jerusalem, erste Missionsunternehmungen in Syrien und Kilikien, Wirken in Antiochia, Apostelkonzil, eigenständige Missionstätigkeit; 23-25).

Kraus erkennt den tieferen Grund für die *paulinische* Verfolgung der Hellenisten (des Stephanuskreises) in dem Selbstverständnis der christlichen Urgemeinde, „Versammlung/Gemeinde Gottes (*ekklesia tou theou*)“ (Gal 1,13.22-24; Apg 8,3), d.h. „Gottes endzeitliches Aufgebot“, zu sein (26-38). Der Anlaß für die Vertreibung der Hellenisten aus Jerusalem sei weniger deren Gesetzeskritik und Messiasglaube, als vielmehr deren Kultkritik gewesen (38-55), die an die tempelkritische Position Jesu anknüpfte (Abbruch *und* eschatologische Neuwertung der Stätte der Gottesbegegnung; vgl. Mk 11,15-16; 13,2; 14,58 parr). Apg 8,4-25; 8,26-40 und 11,19-26 belegen, wie es zu einer sukzessiven Öffnung der Evangeliumsverkündigung der Hellenisten an die Heiden kam, die bisher als unüberwindlich geltende Grenzen (Beschneidungsforderung) überschritt (55-66). Als *biblische* Begründung für diese Position der Hellenisten, „die Öffnung des Gottesvolkes unter eschatologischem Aspekt“ (74), verweist Kraus besonders auf Jes 56,3-8 (vgl. die Rezeption in Mk 11,15-19), wo entgegen Dtn 23,2ff „auch der Verschnittene und der Fremdling Mitglied des Gottesvolkes werden können“ (75), und auf die von der hebräischen Vorlage abweichende Septuagintafassung von Am 9,11-12 (vgl. die Rezeption in Apg 15,14-18; vgl. hier auch den Einfluß von Sach 2,14-15; Jes 45,20-25).

Demnach konnten sich die Hellenisten für die von ihnen betriebene und vollzogene Öffnung des Gottesvolkes für die Heiden auf einen biblischen Überlieferungsstrang berufen, der das endzeitliche Hinzutreten der Heiden zum Gottesvolk erwartete.

In einem weiteren Schritt deutet Kraus die *Berufung des Paulus zum Völkerapostel* (bes. Gal 1,11-16) nicht primär gesetzeskritisch oder ausschließlich christologisch, sondern als „Erkenntnis“ des auferstandenen Christus, die zu einer eschatologisch motivierten Öffnung der Grenzen des erwählten Volkes und *insoweit* auch zu einer Neujustierung des Gesetzes führte (vgl. 82-105). Paulus übernimmt also die von ihm zunächst bekämpfte Position der Hellenisten, die Kraus als „Brunnenstube der Theologie des Völkerapostels“ (170) bezeichnen kann. Die Offenbarung des Sohnes und die Berufung zum Völkerapostel „sind zwei Seiten desselben Vorgangs“ (96). Charakteristischerweise nimmt Paulus in Gal 2,15-16 Bezug auf wichtige Stellen aus den Gottesknechtsliedern (Jes 49,1.5-6 und 42,6; vgl. Jer 1,5), die die Heiden als Adressaten in die Sendung des Gottesknechtes einschließen.

Sodann tritt im frühen Christentum die Taufe an die Stelle der Beschneidung als soteriologischer Ritus der Eingliederung in das Gottesvolk im Judentum. Dieser Verzicht auf die Beschneidung, der in der eschatologischen Relativierung der Beschneidung durch die Johannestaufe schon präfiguriert ist, kann sich nach Kraus ebenfalls auf die „Erwartung der endzeitliche Umwandlung des Gottesvolkes gemäß einem Strang prophetischer Tradition im AT“ und auf die christologische Deutung des Todes Jesu als Heiligtumsweihe, d.h. als Einsetzung eines eschatologischen Sühneortes und als umfassende Sühne“ (121) berufen.

Es verwundert nicht, wenn Kraus auch das Apostelkonzil, das Aposteldekret und den antiochenischen Zwischenfall im Zusammenhang der Frage interpretiert, wer unter welchen Bedingungen zum Gottesvolk gehört (vgl. 131-167). Im antiochenischen Zwischenfall, der Paulus von Barnabas trennte, kommen nach Kraus unterschiedliche Gottesvolkkonzeptionen zum Ausdruck, diejenige, die sich im Aposteldekret niederschlägt und Heidenchristen als Hinzugekommene betrachtet, und die paulinische Position, die „Heidenchristen durch den Glauben und die Taufe den Mitgliedern des Gottesvolkes aus Israel völlig gleichgestellt“ (167) sieht. Kraus nimmt an, daß auch die antiochenischen Hellenisten sich nicht zu der paulinischen Position haben durchringen können, nach der den Heidenchristen neben den Judenchristen eine eigenständige, gleichwertige Christuserwählung zukommt (vgl. Gal 3). Aber ist Paulus wirklich der erste Christ, der von einer eigenständi-

gen, unmittelbaren und gleichberechtigten Berufung der Heidenchristen in das eine Volk Gottes spricht – so sehr er diese Position in seiner Rechtfertigungslehre programmatisch entfaltet hat? Läßt sich von Röm *3,25-26 her nicht doch schon eine weiterreichende Position auch für den Stephanuskreis annehmen, als es W. Kraus zugestehen will?

Diese Studie ist ein sehr lehrreicher und grundgescheiter Durchgang durch die zentralen Felder der frühesten urchristlichen theologischen Reflexion, der die unterschiedlich gedeutete, in der Forschung oft übersehene oder unterschätzte Frage der Zugehörigkeit zum Gottesvolk als Kriterium der kontroversen Geschichte des Urchristentums herausstellt. Der vorgelegte Entwurf beeindruckt durch eine hohe Konsistenz. Wenn die Einzelargumente weiter diskutiert werden können und müssen, liegt darin nur die Anerkennung einer begrüßenswerten, exegetisch stimulierenden These.

Jerusalem

K. Scholtissek

Seyoon Kim, *Paul and the New Perspective. Second Thoughts on the Origin of Paul's Gospel*, Grand Rapids-Cambridge 2002 (Eerdmans), 336 Seiten, kartoniert £ 18,-/\$ 25,-

In dieser Monographie zu Paulus und dem Ursprung seiner Theologie führt Kim eine intensive Auseinandersetzung mit der Paulusinterpretation von Dunn und dessen Kritik an den früheren Arbeiten Kims. Hier prallt eine konservative Paulusinterpretation direkt auf die „new perspective on Paul“. Das macht dieses Buch zu einem sehr interessanten Beitrag zum Ringen um ein tieferes Verständnis des Paulus, das mit der „new perspective“ vor dreißig Jahren neu begonnen hat. Kim deckt viele Widersprüchlichkeiten in den Werken von Dunn auf, und zwar gerade dort, wo Dunn sich von klassischen Positionen absetzen will. Eine zwingende Widerlegung von Dunn gelingt ihm zwar m.E. nicht, doch seine Kritik vermag Einseitigkeiten bei Dunn aufzudecken wie zum Beispiel die These, daß Paulus sich bis zum Damaskuserlebnis ganz für das Judentum eingesetzt habe, danach aber gar nicht mehr (32), oder daß Paulus Jesus tendenziell nur als Christus für die Heiden betrachtet habe (20f).

Das Zentrum des Streits liegt in der Deutung des Damaskuserlebnisses und dessen unmittelbaren theologischen Konsequenzen. Während Kim die Auffassung vertritt, daß Paulus bei dieser Christusvision nicht nur seine Berufung als Völkerapostel empfangen hat, sondern auch seine Christologie und vor allem seine Rechtfertigungslehre (bei Paulus als „doctrin“ spätestens beim ersten Besuch in Jerusa-

lem vorhanden), ist für Dunn das Damaskuserlebnis vor allem ein Berufungs- und Sendungserlebnis zu den Völkern. Seine Rechtfertigungslehre habe sich erst in der Auseinandersetzung mit Problemen wie der Mahlgemeinschaft von Juden und Heiden und der Beschneidung von Nichtjuden, die sich damals noch nicht gestellt haben, entwickelt. Für Kim ist Paulus gewissermaßen ein Erfahrungstheologe, der aus seiner Erfahrung des Gläubigwerdens seine zentralen theologischen Lehren direkt ableiten konnte. Die Rechtfertigungslehre wird damit zu einer Entfaltung der Christusvision vor Damaskus. Für Dunn brauchte Paulus für die Entwicklung seiner Theologie aber nicht nur die Berufungserfahrung, sondern auch neue, drängende Fragen aus den Gemeinden und die Interpretation der Heiligen Schriften inklusive der Tora. Kim meint hingegen, daß für Paulus die Tora keine Autorität mehr war (48.163f). Denn Paulus war ein werkgerechter Jude vor seinem Gläubigwerden. Kim hält also gegen alle neueren Erkenntnisse daran fest, daß das zeitgenössische Judentum wenigstens teilweise von einem Werkgerechtigkeitskonzept geleitet war. Christus habe Paulus also auch von der Tora befreit (51). Weshalb führt aber Paulus soviel Schriftbeweise und zwar auch mit der Tora? Kim beantwortet diese Frage nicht befriedigend.

Trotz den vielen Kapiteln, mit denen Kim seine Paulussicht exegetisch erhärten will, kann der Eindruck beim Leser bleiben, daß hier ein weiterer Schlagabtausch zwischen zwei Paulusforschern vorliegt, die in der Auswertung der paulinischen Quellen sich in einseitigen Positionen verschanzt haben. Für die These Dunns spricht, daß die Berichte vom Gläubigwerden vor allem Berufungsberichte sind (z.B. Gal 1,15f). Doch zugleich spricht Paulus davon – und dies gewichtet Dunn eher zu wenig, daß dem Paulus bei seiner Berufung der Auferstandene erschienen ist (z.B. 1 Kor 15,8). Die Berufung war auch eine Jesus-Christus-Offenbarung. Paulus erfuhr, daß der Christus, den er unwissentlich bekämpft hatte, ihm als dessen Feind (thematisiert in Röm 5,10) Gnade erwies. Etwas von der erst ungefähr 15 Jahre später greifbaren Rechtfertigungslehre ist offensichtlich in dieser Erfahrung angelegt. Doch bei der Darstellung dieser Lehre in Gal und Röm führt Paulus ausführliche Schriftbeweise. Paulus hat diese Lehre auch an und mit der Tora (!) und den Propheten gewonnen und entfaltet und nicht erst nachträglich die Schrift seiner Adressaten wegen seiner Lehre dienstbar gemacht. Doch nicht nur das spricht gegen Kim. Weil Paulus alles vor Damaskus empfangen habe, muß Kim von der Offenbarung des Gekreuzigten reden (82). Doch Paulus spricht selber nicht davon, daß ihm Jesus als der Gekreuzigte erschienen sei. Das Kreuz beziehungsweise die Bedeutung des Gekreuzigten thematisiert Paulus nicht im Zusammenhang seiner Christuserfahrung, sondern im Kontext der kerygmatischen und theologischen Ka-

tegorien von Verkündigung und Wort (1 Kor 1,18.23). In Kap. 3 „Isaiah 42 und Paul's Call“ (101-127) zeigt Kim, daß in Gal 1,15-16 eine Anspielung auf Jes 42 enthalten ist, die auf die Rechtfertigungslehre hinweise. Doch ist diese Begründung seiner These nicht ein Zirkelschluß? Zeigt Gal 1,15-16 wirklich das Verständnis von Paulus von seiner Berufung bei der Berufung? Sicher kann nur gesagt werden, daß es seine Interpretation mit Hilfe der Schrift beim Verfassen des Galaterbriefes viele Jahre später ist.

Kim hat einen schweren Stand gegen viele neuere Arbeiten zu Paulus und auch gegen die Quellen selber. War für den Eiferer für die Tora nach Damaskus die Tora wirklich eine *quantité négligable*? Gerade Arbeiten zur Ethik des Paulus wie z.B. die von T. Holtz und K. Finsterbusch (die Kim allerdings nicht beachtet) haben gezeigt, wie sehr der Apostel Jesu Christi in der Tora verwurzelt blieb. Für Kim bleibt Paulus im Gegensatz zur „new perspective“ letztlich derjenige, der als werkgerechter Jude um Buße rang, bis er vor Damaskus zum Gnadendurchbruch gelangte und die Möglichkeit dieses Gnadendurchbruchs darauf allen Menschen verkündigte. Auch wenn Kims apologetischer Stil nicht jedermanns Sache ist (z.B. 52.104 Anm.11), bietet diese Arbeit auf hohem exegetischen Niveau eine Kritik, der sich die Vertreter der „new perspective“ stellen sollten, denn die Kritik Kims kann sicher vor manchen extremen neuen Positionen bewahren. Allerdings kann sie trotz allem Paulus als einen mit seinem introspektiven Gewissen ringenden Menschen nicht wieder zurückbringen.

Basel

P. Wick

Norbert Baumert, Studien zu den Paulusbriefen (SBA, 32), Stuttgart 2001 (Kathol. Bibelwerk), 320 Seiten, kartoniert € 42,10

Der Sammelband enthält 24 Beiträge B.s aus den Jahren 1969 bis 2001, von denen einer bisher unpubliziert war (seine Abschiedsvorlesung in St. Georgen bei der Emeritierung im Juli 2000 zu Phlm, 131-160). Es handelt sich dabei nicht nur um Aufsätze, sondern (neben der genannten Vorlesung) auch um einige Lexikonartikel. Teilweise sind Nachträge beigegeben, die neuere Einsichten B.s und inzwischen erschienene Literatur (ebenfalls meistens B.s) nennen. Thematisch sind die Beiträge, wie in solchen Sammlungen üblich, breit gestreut. Auf die Rubrik „Exegese zu Abschnitten einzelner Briefe“ (nämlich Röm, 1 Kor, Gal, Phil, 1 Thess, Phlm; 11-160) folgen „Thematische Beiträge“ zur Syntax, zu Christologie und Soteriologie (z.B. „Erlösung durch Christus“, 201-208), zum Charisma (z.B. „Charisma und Amt bei Paulus“, 239-271) und zur biblischen Hermeneutik („Exegese

und Spiritualität", 281-295). Überraschend ist, daß der Band mit dem Aufsatz "Ein Ruf zur Entscheidung. Aufbau und Botschaft der Offenbarung des Johannes" (296-309) schließt. Eine Erklärung, was dieser Beitrag mit dem Titel der Sammlung zu tun hat, wird nicht geboten.

Das Vorwort macht deutlich, daß es B. um die Sammlung "verstreute(r) Bausteine" (9) geht, die - ausgehend von semantischen oder syntaktischen Problemen - die Ahnung einer "Gesamtsicht der Paulusbriefe" (9) vermitteln sollen. Da diese Gesamtsicht allerdings, wie er klarstellt, bisher erst teilweise publiziert ist, wäre man ihm dankbar gewesen, wenn die Ahnung des Lesers durch ein klar formuliertes Programm des Autors unterstützt worden wäre. Der einzige diesbezügliche Hinweis ist sehr allgemein und findet sich auf der Rückseite des Einbands (!): "Im Mittelpunkt (der Paulusbriefe, Th.Sch.) steht nicht eine 'Naherwartung', sondern der auferstandene, gegenwärtig erhöhte Herr". Da B. aber auf kommende Arbeiten verweist, bleibt Hoffnung.

Dresden

Th. Schmeller

Troels Engberg-Pedersen, *Paul and the Stoics*, Edinburgh 2000 (Clark), 435 Seiten, £ 19,95/ \$ 39,95

Die umfangreiche Studie von T. Engberg-Pedersen (Kopenhagen) ist sehr ambitioniert: Sie möchte *nicht weniger als einen neuen Zugang zur Kohärenz der paulinischen Theologie* vorschlagen, diskutieren und etablieren. Der Verfasser schließt sich dazu der sogenannten „new perspective on Paul“ an (vgl. die unterschiedlichen Studien von J. Malherbe; W.A. Meeks, H. Räisänen, E.P. Sanders, K. Stendahl, G. Theißen), die Paulus entschieden innerjüdisch interpretiert, und radikalisiert diese, indem er Paulus aus dem und im Kontext des antiken ethischen Denkens interpretiert. So möchte der Autor Paulus nicht mehr „*traditional theological*“ („Neo-Orthodoxy“), sondern „*naturalistic*“ lesen (vgl. 1-4.28-30). Letztere Lesart versteht Engberg-Pedersen als Aufweis der strukturellen und inhaltlichen Gemeinsamkeiten zwischen Paulus und der antiken ethischen Tradition, hier der Stoa.

Dazu werden die ‚theologisch-kosmologischen‘ Prämissen der paulinischen Zeugnisse als heute nicht mehr zugänglich bzw. vermittelbar bewußt ausgeblendet (vgl. 24-28.39.296f.303 u.ö.; u.a. der Gedanke der Partizipation des Glaubenden durch das „In-Christus“-Sein). Die Hauptthese dieser Monographie lautet: Paulus verwendet zur Darstellung und Vermittlung seiner anthropologischen und ethischen Aussagen ein stoisches Grundmodell, das Engberg-Pedersen allererst aus

den stoischen Zeugnissen (bes. Cicero, *De Finibus*) ermittelt (33-44.45-79) und dann als Matrix der paulinischen Argumentation in Phil (vgl. 81-130), Gal (vgl. 131-177) und Röm (vgl. 179-292) erkennen zu können glaubt. Inhaltlich wird diese stoischem und paulinischem Denken zugrundeliegende Position wie folgt bestimmt: Auszugehen ist von der ursprünglich-vorfindlichen Situation eines Individuums, das an der Bedürfnisbefriedigung der individuellen Interessen ausgerichtet ist (= *I-stage*). Diese Position kann überwunden werden durch einen besonderen Umstand (*X-stage*), der das Individuum lehrt, sich als Teil einer ‚Wir‘-Gruppe zu verstehen und zu agieren (= *S-stage*): „An earlier, bad state of an individual is exchanged for a new and good one“ (35). „In Paul X stands for God and Christ, in Stoicism for reason, which is also God (though certainly a different kind of God)“ (35; vgl. 102f.293f).

Dazu muß der Verfasser freilich eine sehr abstrakte Grundfigur als gemeinsame Basisstruktur stoischen und paulinischen Denkens annehmen. Der Abstraktionsgrad wird dabei so hoch, daß er seine Aussagekraft verliert: Was ist wirklich gewonnen, wenn Engberg-Pedersen feststellt, daß bei den Stoikern die „self-identification with reason“ und bei Paulus die „self-identification with Christ“ (70) gemeinsam zu einem tugendhaften Leben führen („detachment from ordinary, self-related goods“; „genuine care for others“; 70)? Irritierend wirkt auch die grundsätzliche, apriorische Ausklammerung der im engeren Sinn theologischen und christologischen Positionen des Paulus als heutigem wissenschaftlichen Diskurs und Verstehen grundsätzlich unzugänglich. Einerseits kann der Verfasser es nicht vermeiden, Texte wie Phil 2,6-11 und Gal 2,19-20 auszulegen. Bei Phil 2 kommt er zu dem problematischen Ergebnis: „Christ may serve as a model *because* he did something that Paul will also describe in specifically Stoic terms“ (118). Gal 2,19-20 versteht Engberg-Pedersen als Selbstidentifikation des Apostels mit Christus in Analogie zur stoischen Selbststeuerung des Menschen durch seine Vernunft: „In Gal 2:19-20 Paul employs exactly the same logical idea as the Stoics, an idea that also lies behind his self-description in Phil 3:7-9“ (148; vgl. 146-149). Andererseits wäre es sehr wohl einen Versuch wert gewesen, diese paulinischen Überzeugungen mit aller hermeneutischen Sorgfalt und allem religionswissenschaftlich versierten Instrumentarium zu interpretieren.

Johannes Woyke, Die neutestamentlichen Haustafeln. Ein kritischer und konstruktiver Forschungsüberblick (SBS, 184), Stuttgart 2000 (Kathol. Bibelwerk), 84 Seiten, kartoniert € 21,50

Das schmale Bändchen von Johannes Woyke stellt sich der verdienstvollen Aufgabe, die verzweigte, neuere Forschungsgeschichte zu den sogenannten neutestamentlichen Haustafeln kritisch vorzustellen und zu besprechen. Von erheblicher Bedeutung ist diese Textgruppe im Blick auf die vielfach diskutierten Fragen eines sogenannten „Frühkatholizismus“ im NT, des Einflusses hellenistischer Ethik auf das frühe Christentum sowie zentraler sozioethischer, ekklesiologischer und geschlechtsanthropologischer Herausforderungen.

Hat die neutestamentliche „Haustafelethik“ ihre Vorbilder in stoischen Pflichtenschemata (vgl. Seneca, Ep 94,1), die ungebrochen (M. Dibelius; K. Weidinger) oder in deutlicher, inhaltlicher Neubestimmung (H.-D. Wendland; W. Schrage) übernommen wurden? Oder ist sie doch stärker von alttestamentlich-jüdischen Traditionen geprägt (K.H. Rengstorf; L. Goppelt; D. Schroeder)? Gibt es in der hellenistisch-jüdischen Proselytenpropaganda vermittelnde Vorgaben (J.E. Crouch)? In der jüngeren Forschungsgeschichte hat die Entdeckung der antiken Ökonomik (D.L. Balch; D. Lührmann; K. Thraede; J.H. Elliott; K. Müller) unbestreitbare Parallelen zu den ntl. Zeugnissen aufzeigen können. Auch die Berücksichtigung der Gnomik wird in diesem Zusammenhang angeführt (K. Berger). Kontrovers diskutiert werden bis in die Gegenwart die Fragen nach Begriff und Umfang der ntl. Haustafeln (vgl. 12-26), nach gattungsgeschichtlichen Vorbildern (vgl. 27-39), nach ihrem Sitz im Leben bzw. ihrer Funktion (vgl. 40-53) und nach dem spezifisch Christlichen (vgl. 54-60) dieser sozial- und kirchengeschichtlich einflußreichen Zeugnisse.

Der Verf. rechnet Kol 3,18-4,1; Eph 5,22-6,9; 1 Petr 2,[13-17]18-3,7; 5,1-5a zu den ntl. Haustafeln, Tit 2,1-10; 1 Tim 2,8-15; 3,1-13 zu Mischformen. Hier kommt seine Definition zum Zuge, die in Haustafeln „symmetrisch angeordnete *paränetische Spruchreihen*“ erkennt, in denen „konkretes Verhalten“ „*zusammengehöriger Personengruppen*“ „*im Kontext einer hierarchischen Struktur*“ beschrieben und eingefordert wird (16-18). Gattungsgeschichtlich versteht der Verf. die ntl. Haustafeln als „*paränetische Anwendung ökonomischer Theorie*“, welche „*die der natürlichen Ordnung Gottes entsprechenden Herrschaftsstrukturen und –weisen im Oikos* (und über dieses hinaus) *festlegt*“ (38). Überlieferungsgeschichtlich sieht Woyke die ntl. Haustafeln im Einflußbereich von Oikos-Unterweisung und postbaptismaler Katechese, wobei Kol und Eph einerseits und die Pastoralbriefe ande-

rerseits eigenständige Traditionen bilden, in deren Schnittpunkt 1 Petr anzusiedeln sei (23-26).

Inhaltlich interpretiert der Verf. die ntl. Haustafelthetik weithin als Übernahme der patriarchalen Oikos-Struktur, die *nicht* durchbrochen werde (etwa durch die Wendung „wie es sich im Herrn [ἐν κυρίῳ] geziemt“; Kol 3,18), sondern geradezu christlich sanktioniert werde (58-60). Die von „Patriarchalisierung“ und „Hierarchisierung“ gekennzeichneten Haustafeln der Pastoralbriefe „stehen nicht mehr in Einklang“ (70) mit den paulinischen Zeugnissen (Gal 3,27-28; 1 Kor). Deshalb fordert der Verf. eine „christliche Erneuerung der Familienethik“ „gegen die neutestamentlichen Haustafeln“ (76).

Die Stärke dieser Studie besteht in der systematischen, forschungsgeschichtlich zuverlässigen Erschließung der verschiedenen Positionen und Fragestellungen, die auf ihre Stärken und Schwächen hin konstruktiv befragt werden. Von der Aufgabenstellung her nicht vorgesehen ist die genaue einzelexegetische und kontextuelle Analyse und Interpretation der ntl. Texte selbst, die freilich nötig wäre, um die vom Verfasser vertretene, so wenig überzeugende These absichern zu können.

Jerusalem

Klaus Scholtissek

Thomas J. Kraus, Sprache, Stil und historischer Ort des zweiten Petrusbriefes (WUNT, 136), Tübingen 2001 (Mohr Siebeck), XVI + 486 Seiten, kartoniert € 71,-

Der Verfasser führt in seiner Einleitung (1) ein Zitat von Tord Fornberg an, der die Vernachlässigung der kürzeren Katholischen Briefe bedauert. Kraus meint, daß der gegenwärtige status quo für 2 Petr, 20 Jahre nach Fornberg, kaum verändert ist. Eigentümlich ist es, daß gerade 2001 drei Arbeiten in Schweden den 2 Petr untersuchen: Anders Gerdmar, Rethinking the Judaism-Hellenism Dichotomy in New Testament Exegesis. A Historiographical Case Study of Second Peter and Jude (CBNTS, 36), Stockholm, 2001; mein eigener Kommentar: Filemonbrevet, Judasbrevet och Andra Petrusbrevet (KNT, 18), Stockholm, 2001; für den historischen Ort des 2 Petr kann man eine andere schwedische Doktorarbeit anführen: James M. Starr, Sharers in Divine Nature. 2 Peter 1,4 in Its Hellenistic Context (CBNTS, 33), Stockholm 2001.

In Gerdmars Dissertation kann man auf Seite 30-63 einen ausführlichen Vergleich der Syntax, des Wortschatzes und des Stils von Jud und 2 Petr finden. Der Stil des Judasbriefes wird als natürlicher angesehen als der des 2 Petr. Das Griechisch dieses Briefes ist weder asianisch noch attizistisch. Man sollte nach Gerd-

mar auch nicht die Dichotomie hellenistisch und jüdisch für 2 Petr und Jud anwenden, sondern den gemeinsamen jüdischen Hintergrund der beiden Briefe erforschen und das weniger korrekte Griechisch in 2 Petr. In meinem eigenen Kommentar hebe ich den etwas forcierten Stil des 2 Petr im Vergleich mit Jud hervor.

Beide Arbeiten unterscheiden sich wesentlich von den Ergebnissen der Arbeit von Kraus, der schreibt (367): "Die Sprachverwendung und Stilistik des Autors von 2 Petr erscheint in allen behandelten Großbereichen als stets bewußt und bedacht". Kraus unterstreicht den Wortschatz von 2 Petr und "seine Syntax, die von den alternativen Satzbaumöglichkeiten Gebrauch macht" und neben Partikeln "auch passende Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen" anwendet. All dieses ist richtig und ausführlicher als bei Gerdmar, aber Kraus ist meiner Meinung nach allzu sehr bestimmt von seiner These der Vertrautheit des Verfassers von 2 Petr mit spezifischer Literatur. Er übersieht dabei den etwas künstlichen Stil des Briefes. Hingegen bin ich mit ihm einverstanden, daß 2 Petr von Jud abhängt. Ich habe in meinem Kommentar ähnliche Argumente wie Kraus angeführt und damit von der These meines Schülers Gerdmar von der Priorität des 2 Petr Abstand genommen, trotz einiger guter Argumente, die dieser verteidigt. Kraus und Gerdmar kommen zu entgegengesetzten Ergebnissen, nicht auf Grund ihrer stilistischen Analysen, die in beiden Fällen genau sind, sondern weil sie eine andere Perspektive haben. Die Forschung wird daher auch weiterhin den Stil des 2 Petr als problematisch ansehen.

Lund

R. Kieffer

Martin Hengel - Anna M. Schwemer, *Der messianische Anspruch Jesu und die Anfänge der Christologie. Vier Studien* (WUNT, 138), Tübingen 2001 (Mohr Siebeck), XV + 267 Seiten, gebunden € 87,40

Von M. Hengel stammen die ersten beiden Aufsätze mit dem Titel „Jesus der Messias Israels“ (1-80) und „Jesus als messianischer Lehrer der Weisheit und die Anfänge der Christologie“ (81-131). In beiden Fällen handelt es sich um die wesentlich erweiterte deutsche Fassung von Vorlesungen und Vorträgen, die schon vor mehreren Jahren in Cardiff und Straßburg gehalten worden sind. Die weiteren Abhandlungen „Die Passion des Messias nach Markus und der Vorwurf des Antijudaismus“ (133-163) und „Jesus Christus als Prophet, König und Priester. Das *munus triplex* und die frühe Christologie“ (165-230) von A.M. Schwemer stellen die überarbeitete Version von zwei Vorlesungen an der Universität Tübingen dar, deren erste in kürzerer Form schon in den ThBeitr 32 (2001) 6-25 veröffentlicht

worden war. Inhaltlich ist es das Anliegen aller vier Beiträge, im Kontrast zu einer von G. Volkmar, J.H. Scholten und vor allem von W. Wrede ausgelösten, besonders aber von R. Bultmann propagierten Doktrin, die von einem unmessianischen Leben Jesu ausging und mit dieser Auffassung „die deutsche [protestantische!] Forschung ... in den letzten fünfzig Jahren kräftig in die Irre geführt“ hat (117), den messianischen Charakter des Verhaltens und der Verkündigung Jesu aufzuweisen. Hengel geht dabei von der frappierenden Beobachtung aus, daß der angeblich gar nicht auf das Auftreten Jesu zutreffende Titel *Christos*/Gesalbter schon bei Paulus zum Eigennamen geworden ist. Er weist auch darauf hin, daß ohne Anhalt am historischen Jesus kein Anlaß bestanden hätte, mit dem Faktum der Auferstehung Jesu die Aussage der Messianität zu verbinden, wie es schon in der vorpaulinischen Tradition der Fall ist. In einem forschungsgeschichtlichen Einschub wird anschließend offengelegt, wie es zu dem deutsch-protestantischen „Dogma“ vom unmessianischen Charakter Jesu kam und in welchem Ausmaß diese „negative Messiasdogmatik“ die Exegese des 20. Jahrhunderts bestimmt und irregeleitet hat. Andererseits stellt sich auch die Vorstellung von einem „festgeprägten jüdischen Messiasbegriff“ als Irrtum heraus, da nicht nur Qumran auch einen priesterlichen Messias kennt und auch prophetische Vorstellungen den Inhalt bestimmen. In dem Kapitel vom gekreuzigten Messias hebt Hengel wieder zu Recht hervor, daß die Anklage und Hinrichtung Jesu als „König der Juden“ einen entsprechenden Auslieferungsgrund auf Seiten der jüdischen Behörden voraussetzt und die Messiasfrage als Kern des jüdischen Verhörs offen legt. Der Autor zweifelt auch nicht am messianischen Charakter des Einzugs Jesu in Jerusalem und der entsprechenden Akklamation durch das Volk und ebensowenig an der Bedeutung der Jerusalemer Streitgespräche, in denen Jesus den Jerusalemer Hierarchen das Gericht androht. In diesem Zusammenhang wirft der Verfasser der angeblich kritischen Bultmannschule „sterile kritizistische Ignoranz“ (62) und praktische Leugnung historischer Fakten vor. Im Widerspruch zu dem erwähnten breiten (nicht nur) protestantischen Konsens bestreitet Hengel auch, daß man alle Menschensohntexte für „sekundäre Eintragungen der Gemeinde“ halten dürfe (67) und hält es auch für „unglaublich ..., daß die apokalyptische Menschensohnavorstellung erst mit der letzten Überlieferungsschicht von Q in die Evangelienschreibung eingezogen sei“ (66), was besonders von den Anhängern eines angeblichen Q-Evangeliums in Claremont (J.M. Robinson) und Toronto (J.S. Kloppenborg) in letzter Zeit mit viel Aufwand und in ausgesprochenem Widerspruch zu den zugrundeliegenden Tatsachen vertreten wurde und wird. Beachtlich ist auch das Material, das der Verfasser als Nachweis für ein messianisches Wirken Jesu vorlegt und von dem hier auswahlweise nur die Zebedaidenfrage, das Psalmwort vom verworfenen Stein, der zum Eckstein

wurde, das Lösegeldwort Mk 10,45 und der Ausblick auf das eschatologische Mahl Mk 14,25 angeführt werden sollen. Der radikal kritischen Skepsis wirft Hengel auch hier wieder vor, daß es sich dabei um „eine kritische Attitüde“ handelt, „die mit der historischen Wissenschaft nicht mehr viel zu tun hat“ (78), was die Gegenseite doch wohl zu einer Auseinandersetzung veranlassen müßte, während sie sich bisher häufig in Selbstgenügsamkeit von aller Kritik abgeschottet hat.

Im zweiten Beitrag kommen eine Reihe von weisheitlichen Logien zur Diskussion und wird die Entsprechung Jesu zu messianischen Verheißungen aus dem AT, Qumran oder anderen jüdischen Texten weisheitlicher Art aufgezeigt. Auch damit wird eine zu wenig bekannte oder beachtete Seite, die aber auf ihre Weise den messianischen Anspruch Jesu untermauern kann, ins Bewußtsein des Lesers gerückt.

A.M. Schwemer gelingt es in ihrem Beitrag zur Markuspassion ausgezeichnet, die historischen Fakten von Prozeß und Verurteilung Jesu einerseits und das damit verbundene Anliegen der mk Gemeinde andererseits deutlich zu machen. Gerade angesichts der neronischen Verfolgung der Christen in Rom und ihrer öffentlichen Abstempelung als Verbrecher, aber auch im Zusammenhang mit der Hinrichtung des Jakobus im Jahr 62 in Jerusalem ist es das Anliegen des Mk, darzulegen, daß Jesus kein politischer Verbrecher ist, und seine Anhänger auch nicht (vgl. 161). Sachlich und überzeugend kommen die nächtliche Sitzung des Synedriums mit dem blasphemisch erscheinenden Bekenntnis Jesu als Menschensohn sowie die Urteilsfindung und der Beschluß zur Auslieferung an Pilatus zur Sprache. Im römischen Prozeß geht es um die Anklage als „König der Juden“, die Passa-Amnestie, und daß Pilatus die Schuldlosigkeit Jesu erkannte, aber aus Charakterlosigkeit dem äußeren Druck nachgab. Die Autorin weist es als „modische Behauptungen“ zurück (159), wenn u.a. von W. Stegemann erklärt wird, bei der treibenden Rolle der jüdischen Hohenpriester handle es sich nur um eine „polemische Rückprojektion eigener Ablehnungserfahrungen“ von Seiten der Christen. Auch mit den haltlosen Beschuldigungen von J.D. Crossan, W. Reinbold und E. Stegemann, die Beteiligung jüdischer Instanzen am Prozeß gegen Jesus sei nichts als eine Lüge, die aus purer Judenfeindschaft aufgebracht worden wäre, steht es nicht besser. Die nüchterne und leidenschaftslose Analyse der Texte durch die Autorin trägt viel dazu bei, die mit viel Selbstbewußtsein und ideologischem Vorurteil propagierten Thesen der genannten Autoren als wissenschaftlich äußerst fragwürdig und korrekturbedürftig zu erkennen.

Auch die zweite Vorlesung Schwemers ist einer Korrektur gewidmet. Es ist das Anliegen ihres zweiten Aufsatzes, die Vorstellung einer rein politisch-davidischen Messiaserwartung schon im AT und zeitgenössischen Judentum als falsch zu erweisen, und aufzuzeigen, daß auch das NT neben der königlichen auch die prophetische und priesterliche Komponente der Messianität Jesu vorstellt. Die Verfasserin lenkt damit die Aufmerksamkeit auf einen Punkt, der auch in der ntl. Exegese in Zukunft größerer Beachtung bedarf.

Man muß diese vier Beiträge insgesamt aufgrund des ausführlichen Materials und der überzeugend sachlichen Analyse als Pionierleistung auf einem lang vernachlässigten Feld betrachten, auch wenn die Einzelheiten nicht unbekannt waren. Beide Autoren halten es für dringend notwendig, damit „einen jener vielen fundamentalen Irrtümer der neutestamentlichen Exegese des 20. Jahrhunderts“ beim Namen zu nennen und zu korrigieren, „zu denen auch die Vermutung einer abgrundtiefen Kluft zwischen jüdisch-palästinischer und ‚hellenistischer‘ Gemeinde oder die Existenz einer vorchristlichen Gnosis gehören“ (XIII). Zu der gleichen Kategorie fundamentaler Fehlvorstellungen zählt auch die Herkunft des Kyriostitels aus den hellenistischen Mysterienkulten, die Darstellung des Urchristentums als synkretistischer Religion und die Voraussetzung einer vorpaulinischen heidenchristlichen Gemeinde. Es ist gut, daß diese Irrtümer so klar beim Namen genannt werden.

Unverständlich ist in Anbetracht der im allgemeinen gut begründeten Argumentation dieses Buches und der soliden Studien, für die M. Hengel seit Jahrzehnten bekannt ist, die Änderung seiner quellenkritischen und traditionsgeschichtlichen Position hinsichtlich der synoptischen Evangelien. Während er früher nicht bloß die Mk-Priorität, sondern auch die gegenseitige Unabhängigkeit des Mt und Lk vertreten hatte, haben ihn die „bekanntenen“ minor agreements nun dazu veranlaßt, eine Abhängigkeit des viel späteren Mt vom LkEv anzunehmen (vgl. 33, Anm. 127; 40; 67, Anm. 263; 68 mit Anm. 206; 75, Anm. 307; 84, Anm. 13; 89; 91, Anm. 34; ähnlich A.M. Schwemer, S. 141, Anm. 40 und 218 ohne weitere Begründung). Hengel hat diesen Umschwung vor allem in einem Anhang zu seinem Buch: *The Four Gospels and the One Gospel of Jesus Christ. An Investigation of the Collection and Origin of the Canonical Gospels*, London 2000. Postscript: *Reflections on the Logia Source and the Gospels of Luke and Matthew*, S. 169-207.302-323 dargelegt und zu begründen versucht. Seine Gründe für eine Spätdatierung des MtEv und eine chronologisch spätere Ansetzung dieses Evangeliums im Vergleich zu Lk sind sicher beachtlich, haben aber überhaupt nichts zu tun mit einer Erklärung der minor agreements. Ohne daß eine eingehende Diskussion die-

ses Punktes hier aufgenommen werden kann, müßten Hengel und Schwemer plausibel machen, warum Mt ausgerechnet die minor agreements aus Lk übernommen, weit umfangreichere, theologisch bedeutsame Stoffe aber unbeachtet liegen gelassen haben soll. Mit anderem Vorzeichen stehen Hengel und Schwemer vor den gleichen Fragen, die E. Simons, H.J. Holtzmann, R.H. Gundry, U. Luz und zuletzt M.S. Goodacre mit ihrer Behauptung einer Abhängigkeit des Lk von Mt bisher unbeantwortet ließen. Das Faktum, daß sich seit dem 19. Jahrhundert immer wieder so viele und auch prominente Autoren zu so verzweifelten Hypothesen hinreissen lassen, zeigt nur einmal mehr, wie wichtig eine gründliche *positive* Aufarbeitung der minor agreements ist und daß die in vielen Variationen versuchte *Unterordnung* dieser Phänomene unter die Zwangsjacke der Zweiquellentheorie nur zu „Lösungen“ führt, die die Grundlage des Systems selbst sprengen. Erst wenn die Exegese dazu übergeht, die Phänomene genau in ihrer Eigenart zu studieren, ihr bedeutsames Ausmaß, ihre inhaltliche Kohärenz und theologische wie traditions-geschichtliche Bedeutung *positiv* zu erfassen und sie nicht - immer wieder und immer noch - als *Störungen* einer (falschen) Theorie auf irgendeine verzweifelte Weise zu *beseitigen*, werden sich so geniale Empfehlungen wie die Abhängigkeit des Mt von Lk oder umgekehrt erübrigen. So kann man diesen neuen Vorschlag nur zu jenen „vielen fundamentalen Irrtümern der neutestamentlichen Exegese des 20. Jahrhunderts“ rechnen, von denen der Autor seinerseits so beeindruckt ist (vgl. XIII). Es ist typisch, daß sich Hengel wie die übrigen Kritiker an der deuteromarkinischen Interpretation der gemeinsamen Übereinstimmungen des Mt und Lk gegenüber Mk mit ihnen nur sehr oberflächlich und pauschal befaßt, und daß auch keinerlei Auseinandersetzung mit der dazu vorhandenen Literatur erfolgt, die dem Leser überdies auch völlig verschwiegen wird.

Linz

A. Fuchs

Delbert R. Burkett, *The Son of Man Debate. A History and Evaluation* (SNTS. MS, 107), Cambridge 1999 (Cambridge University Press), XIV + 176 Seiten, gebunden £ 37,50/ \$ 55,-

Bis heute ist die Debatte um die Bedeutung dessen, was die Evangelien mit der Bezeichnung Menschensohn meinen und wie weit sie mit dem historischen Jesus zu tun hat, heftig umstritten. Der Streit geht sowohl um den möglichen Sinn des aramäischen Äquivalentes *bar enasch(a)* und der griechischen „Übersetzung“ *υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου* wie um das inhaltliche Verständnis des Terminus im allgemeinsten Sinn von *jemand/einer, ein Mensch* bis zur gegenteiligen Behauptung eines mes-

sianischen Titels im eschatologischen Sinn. Jeder weiß, daß damit das weitere Problem verknüpft ist, ob Jesus selbst überhaupt den Begriff in der einen oder anderen Weise gebraucht hat und ob er dabei sich selbst meinte oder von einem anderen sprach. Der Verfasser, der schon 1991 eine Monographie zum Menschensohn im JohEv veröffentlicht hat (JSNT.SS 56, Sheffield), bietet in dieser Abhandlung einen gut lesbaren historischen Überblick über die gesamte Menschensohnforschung hauptsächlich der letzten 200 Jahre, wenn er auch fallweise auf noch frühere Stufen zurückgreift. Ausgehend von den zitierten sprachlichen Ansätzen skizziert er dann die einzelnen Phasen, die sich mit dem menschlichen und dem apokalyptischen Menschensohn befassen und in gegensätzlicher Weise die menschliche Niedrigkeit oder andererseits die übermenschliche Erhabenheit schildern, wie sie besonders von Dan 7,13, äthHen 37-71 und 4 Esra 13 geboten wird. Daran schließt sich die Debatte, wen der Begriff überhaupt meint, individuell oder als Titel, als Selbstbezeichnung oder als Rede von einem anderen, durch Jesus oder erst durch die Kirche. Als weiteres Detail, das die ganze Frage so kompliziert macht, kam in einer weiteren Phase die Unterscheidung von Menschensohnworten, die sich entweder auf den irdischen, den sterbenden und auferstehenden oder den triumphierenden Menschensohn bezogen, dazu. Jede dieser Kategorien wurde als echt verteidigt oder bestritten, bis das Argument auftauchte, daß sich im vorchristlichen Judentum überhaupt keine feststehende einheitlich titulare Menschensohnvorstellung finde, sodaß auch Jesus gar nicht davon reden konnte. Nach einem Abschnitt zur Menschensohnvorstellung bei Ezechiel, in den Psalmen, in Iran und Mesopotamien, dem gnostischen Erlösermythos und ähnlichem setzte sich immer mehr die Auffassung durch, daß es im zeitgenössischen Judentum keine exakte Entsprechung zur ntl. Menschensohnvorstellung gebe. Erneut wurde dadurch die Aufmerksamkeit auf den Sprachgebrauch Jesu gelenkt und eine nichttitulare Bedeutung vertreten, die aber in den meisten Logien keinen Sinn gibt, wie die Kritik betont. In der jüngsten Phase der Menschensohnforschung wurde die Aufmerksamkeit im Gegensatz zu früher gerade auf die Divergenz der jüdischen Menschensohnbilder untereinander gelenkt, wie sie in Dan 7,13, Hen 37-70, Hen 71, 4 Esra 13 und in der rabbinischen Literatur vorkommen. In einer Art Zusammenfassung kommt der Autor zur Beschreibung des heutigen Standes der Diskussion. Nach seiner Meinung gibt es in der Frage noch keine Übereinstimmung, wenn er auch konvergierende Richtungen feststellen kann. Dazu rechnet er den wachsenden Konsens bezüglich des Fehlens eines Menschensohntitels in der vorchristlichen jüdischen Umwelt. Die Henoch-Vorstellung wirkt erst auf Mt ein, kann aber nicht die Entstehung der christlichen Vorstellung erklären. Unbestritten sollte sein, daß sich alle Texte auf Jesus beziehen und nicht auf eine von ihm verschiedene Gestalt. Das

Sprechen in der 3. Person führt B. auf die Sprache der Kirche zurück, die auch vom „Sohn“ oder „Sohn Gottes“ in ähnlicher Weise redet (vgl. Joh 3,16-18). Mit der „kritischen Wissenschaft“ glaubt auch Burkett, alle Menschensohnworte Jesus bestreiten zu sollen. Als exegetischen Anknüpfungspunkt betrachtet er Dan 7,13, weil dieser Text schon vorchristlich im zeitgenössischen Judentum messianisch verstanden wurde. Insgesamt sieht B. die Menschensohndebatte als Beispiel für die Begrenztheit ntl. Wissenschaft und meint, daß einige Aspekte wohl nie völlig aufgeheilt werden würden.

Zu ergänzen ist, daß inzwischen der kritischen Bestreitung der Menschensohnworte als Worte Jesu energisch widersprochen wird und von einem diesbezüglichen Konsens längst nicht mehr geredet werden kann. G. Theissen - A. Merz, *Der historische Jesus. Ein Lehrbuch*, Göttingen 1996 sind z.B. der Meinung: „Jesus sprach sowohl vom gegenwärtigen wie vom zukünftigen Menschensohn“ (479), und M. Hengel stimmt dem auf andere Weise zu. Er bezieht sich auf die 14 Menschensohnworte bei Mk, 25 bei Lk, 30 bei Mt und 12 bei Joh und erklärt dazu: „Daß *alle* diese Texte sekundäre Eintragungen der Gemeinde sind, halte ich schlechterdings für unmöglich“ (M. Hengel - A. Schwemer, *Der messianische Anspruch Jesu und die Anfänge der Christologie* [WUNT, 138], Tübingen 2001, 67, vgl. auch 37.66-68.117). Statt am Ende der Debatte zu stehen, scheint also in vieler Hinsicht eine Hinterfragung der radikalen Kritik und eine positivere Analyse des Befundes dringend nötig zu sein. Vielleicht kommt dabei auch Licht in die eine oder andere Frage, deren Lösung Burkett in seinem Resümee bezweifelt hat.

Linz

A. Fuchs

Scot McKnight, *A New Vision for Israel. The Teachings of Jesus in National Context* (Studying the Historical Jesus Series), Grand Rapids-Cambridge 1999 (Eerdmans), XIV + 263 Seiten, kartoniert \$ 21.-/£ 13.-

Unter den Jesusbüchern neuerer Zeit wird immer deutlicher, wie sehr Jesus in jüdischer Tradition verwurzelt war. Die Studie von McKnight schließt sich diesen Thesen an. M.s Fokus liegt auf der Mission Jesu im Volk Israel als nationaler Größe. Für M. war Jesus ein Prophet der Errettung und des Gerichts Israels. Somit ergibt sich die gleichzeitig interessante und problematische These, daß das Leben, Wirken und Sterben Jesu vom Schicksal Israels bestimmt sind, das in der Zerstörung Jerusalems kulminiert. Diese These wird in sechs Kapiteln aufgefächert. Eine Bibliographie sowie ein Namen- und Sachindex und ein Index zu Schriftstellen und antiker Literatur ergänzen das Buch.

Kapitel eins beschreibt in vorläufiger Weise die Vision Jesu als eine hauptsächlich politische, die die Restauration Israels als Nation im Blick hat. Dabei sah sich Jesus als „König, Messias, und Prophet“ (6). Die unkritisch als historisch qualifizierten Leidensankündigungen Jesu dienen dem Ausdruck des Todes Jesu als nationales Opfer, das Gott in der Auferstehung annehmen wird. Kapitel zwei entwirft Jesu Gottesbild als Gott Israels, der zugleich heilig und liebend ist. Die Heiligkeit Gottes äußert sich in den häufigen Gerichtsvisionen Jesu, seine Liebe in der Mahlgemeinschaft mit Sündern und dem Bild des „abba“ als ein in seiner Akzentuierung Jesu eigentümliches Gottesbild. Der liebende Gott ruft Israel zur Umkehr vor der nationalen Katastrophe (68). Kapitel drei beschreibt die Selbsteinschätzung Jesu als den Bringer des versprochenen Gottesreiches. Auch hier agiert Jesus im Selbstbewußtsein, das nationale Opfer für die Restaurierung Israels zu sein (117). Kapitel vier beschäftigt sich mit dem kommenden Gottesreich und der Kontinuität zwischen schon angebrochenem und noch kommenden Reich. Jesus lehrte das Kommen noch in der nächsten Generation, stand jedoch mit seinem Irrtum in der Tradition jüdischer Propheten und deren beschränkten Zukunftsvisionen. Jesus deutete seine eschatologischen Aussagen auf die Zerstörung Jerusalems und verband sie mit dem eschatologischen Gericht (155). In den letzten beiden Kapiteln geht es um die Ethik Jesu. Das fünfte Kapitel beschäftigt sich mit Bekehrung und den Kosten, die mit ihr verbunden sind. Bekehrung und Nachfolge Jesu meint die soziale Identifikation mit dem nationalen Projekt Jesu und seiner Weise der Bundestreue. Somit war Bekehrung nicht eine private, sondern öffentliche Nachfolge Jesu. Das Kreuztragen wurde damit zum Bild der Annahme der Vision Jesu für die Restauration Israels (196). Kapitel sechs schließlich beschäftigt sich mit den moralischen Konsequenzen dieser Nachfolge. Sie sind in der Opposition zu Gewalt und Revolution zu suchen. Die Vision Jesu für Israel war somit kein himmlisches Jerusalem, sondern durch und durch weltlich und jüdisch-national (233).

M. präsentiert eine neue Sicht Jesu als ein nationaler Prophet mit Blick auf die Ereignisse des jüdischen Krieges. Letztlich sind seine Argumente jedoch nicht überzeugend. Zu sehr stützt sich M. auf *logia*, ohne ihre Historizität wirklich zu erweisen. Das gilt v.a. für die markinischen Leidensankündigungen. Damit fällt aber auch der von M. behauptete Anspruch, Jesus habe seinen Tod als nationales Opfer interpretiert. Auch der Versuch, alle eschatologischen Sprüche Jesu auf das Jahr 70 hin zu deuten, schlägt wohl fehl. Jesus als Prophet eines Exils mit folgender Restauration scheint wenig belegbar. Die Grundproblematik liegt darin, daß die von M. als authentisch gesehenen Texte keiner wirklichen Prüfung mit nachvoll-

ziehbaren Kriterien unterzogen werden. Letztlich bleibt die Frage, ob wirklich die Botschaft Jesu im Gericht erschöpft war.

Trotzdem verdient M. viele Leser. Obwohl m.E. seine These letztlich fehlschlägt, wird der Hintergrund Jesu in der jüdischen Atmosphäre seiner Zeit überaus deutlich. Daß diese Zeit Einfluß genommen hat auf Jesu Tun und Lehre, bleibt unbestritten.

Innsbruck

B. Repschinski

Charles E. Hill, *Regnum Caelorum. Patterns of Millennial Thought in Early Christianity*, Grand Rapids-Cambridge ²2001 (Eerdmans), XX + 324 Seiten, kartoniert \$ 30,-/£ 20,-

Diese neue Perspektive der frühchristlichen Entwicklung der Eschatologie sowie Neuinterpretation der einschlägigen Texte verdient wahrlich höchsten Respekt! Gegenüber der Erstausgabe von 1992 hat Hill in der überarbeiteten Auflage einige Abschnitte erweitert, auf den aktuellen wissenschaftlichen Stand gebracht resp. neu hinzugefügt, um seine Schlußfolgerungen noch besser zu begründen. In seiner überaus gründlichen Studie, in der er sorgfältig und eingehend alle relevanten jüdischen und christlichen Texte bis zur Mitte des 3. Jhs analysiert, zeigt der Verfasser (gegen Harnack u.a.), daß im Frühchristentum in nicht-agnostischen Kreisen (in der jüdischen Apokalyptik wurzelnde) chiliastisch / millennialistische Erwartungen die Ausnahme bildeten. Dagegen waren orthodoxe (nicht-chiliastische / amillennialistische), das Gericht unmittelbar im Tod implizierende Hoffnungsmuster problemlos mit einer lebendigen Erwartung sowohl der Wiederkunft Christi als auch der leiblichen Auferstehung kompatibel. Den Schlüssel zu seiner neuen Sicht findet Hill in der Lehre vom Zustand der vom Körper befreiten Seele in der Zeit zwischen Tod und Eschaton, wie sie Irenäus vertritt, für den die Verbindung zwischen Millennium und Zwischenzustand evident war. Wenngleich die eschatologische Debatte in einer anderen Terminologie geführt wurde, läßt sich der Sachverhalt in der Frage zusammenfassen, ob das interimistische *regnum caelorum* das irdische oder himmlische Jerusalem zur Hauptstadt hat. Eine kurze, faszinierende, in zahlreichen patristischen Texten sich findende nicht-chiliastische Exegese von Offb 20 beschließt ein Werk, das hoffentlich nicht nur von Neutestamentlern und Patristikern eingehend studiert werden wird.

Wien

A. Friedl

Matthias Pfeiffer, *Einweisung in das Neue Sein. Neutestamentliche Erwägungen zur Grundlegung der Ethik* (BEvTh, 119), Gütersloh 2001 (Chr. Kaiser), 348 Seiten, gebunden € 41,10

Ist Ethik eine Frage des Handelns oder des Seins? Genau genommen ist das eine Frage wie die nach dem Ei und der Henne. In seiner 1999 in Zürich unter Prof. Hans Weder eingereichten Dissertation stellt Matthias Pfeiffer die Frage nach der Grundlegung der Ethik in Herausforderung an Hans Jonas, den Autor von *Prinzip Verantwortung*. Als Antwort auf Jonas' Betonung des Handelns führt Pfeiffer ausgewählte neutestamentliche Stellen an, die für ihn den von Heidegger übernommenen Primat des Seins betonen.

Im ersten Teil stellt Pfeiffer ethische Auffassungen von Anaximander und Heraklit als die „ursprüngliche Wahrnehmung des Ethischen“ (23) den Auffassungen von Jonas und Heidegger gegenüber. Heidegger wird hier nicht nur zum Maßstab der Auslegung der Vorsokratiker, sondern auch Führer durch die neutestamentlichen Texte. Im zweiten Teil beschreibt Pfeiffer den Menschen außerhalb der Wirklichkeit Gottes als Besessenen anhand von Mk 1,21-28, als Sünder mit Röm 7,7-25a und als Mensch in der Finsternis bei Joh. Der dritte Teil beschäftigt sich mit dem Menschen in der Wirklichkeit Gottes unter den Titeln „Freigabe der Welt (Mk 4,26-29)“, „Einübung des neuen Seins“ anhand von Gal und 1-2 Kor, und „Bleiben in der Liebe (Joh 15,1-17)“. Der vierte Teil bietet eine Zusammenfassung der Ergebnisse. Ein Literaturverzeichnis rundet den Band ab, allerdings fällt negativ auf, daß sowohl Stichwort- wie Autorenregister fehlen. Dies sollte einem Buch mit wissenschaftlichem Anspruch nicht passieren. Das Literaturverzeichnis weist fast ausschließlich deutsche Literatur auf. Die Diskussion um neutestamentliche Ethik im angelsächsischen Raum mit Autoren wie Wayne Meeks, Richard Hays oder Markus Bockmühl ist gänzlich ausgeklammert.

Die Argumentationen Pfeiffers sind stark der Linie von Heidegger über Bultmann zu Käsemann hin verpflichtet. Das führt bei den Analysen von Joh und Röm zu annehmbaren Ergebnissen. Doch bleibt der Rezensent skeptisch, wenn Pfeiffer 1 Kor 12,27 („Ihr aber seid der Leib Christi ...“) als performativen Sprechakt bezeichnet, in dem Paulus die Korinther in ihre eschatologische Existenz einweist und ihnen neues Sein zuspricht (31). Dabei ist es doch wohl Gott, der diesen Leib zusammenfügt (1 Kor 12,18.28). Und gerade das Bild des Leibes lebt ja argumentativ von den verschiedenen Geistesgaben, die sich im Tun der Korinther zeigen. Noch verkürzender scheint Pfeiffers Gebrauch von Mk 1,21-28. Die These Pfeif-

fers, daß der Besessene markinische Anthropologie repräsentiere (75), wird wenige Anhänger finden.

So bleibt ein Buch, das sich weder formal noch inhaltlich wirklich empfiehlt. Das liegt vielleicht an dem Gegensatz zwischen Sein und Tun, der für Exegeten in der Nachfolge heideggerischen Existentialismus zu theologischer Brisanz führte, der aber heute nur noch konstruiert erscheint.

Innsbruck

B. Repschinski

Jon M. Asgeirsson - Kristin de Troyer - Marvin W. Meyer (Hgg), *From Quest to Q* (=Fs. James R. Robinson) (BETL, 146), Leuven 2000 (Leuven University Press-Uitgeverij Peeters), XLIV + 345 Seiten, kartoniert € 60.-

Diese Festschrift zum 75. Geburtstag von J.R. Robinson wird mit jener Würdigung eingeleitet, die H. Köster, einer der engsten Mitarbeiter des Jubilars, anlässlich dessen Emeritierung gehalten hat. Man lernt Robinson hier als Theologen kennen, der von R. Bultmann und seiner Philosophie nicht bloß begeistert, sondern vom Bultmann-Syndrom in einem solchen Maß auch gefangen war, daß er sich bis heute davon nicht befreit hat. Des weiteren wird Robinson dann gewürdigt als entscheidender Organisator und Herausgeber der kritischen Ausgabe der gnostischen Bibliothek von Nag Hammadi. In jüngster Zeit ist der Jubilar bekannt geworden durch sein *International Q-Project (IQP)*, das die Absicht verfolgt, einen kritischen Text von Q zu erarbeiten, der inzwischen auch in einer *Critical Edition* veröffentlicht wurde und zu dem parallel eine umfangreiche Reihe von Bänden publiziert wird, die die ganze internationale Forschung auf diesem Gebiet aus den letzten 200 Jahren sammeln soll. Diesem letzten Forschungsabschnitt sind die Aufsätze dieses Bandes gewidmet. Viele sind ganz im Fahrwasser Robinsons und seiner Q-Hypothese verfaßt, andere vermerken doch dort und da einen kritischen Akzent.

Zu den letzteren gehört gleich der erste Aufsatz von M. Frenschkowski mit dem Titel: „Welche biographischen Kenntnisse von Jesus setzt die Logienquelle voraus“? Dieser Beitrag wendet sich gegen die völlig unkritische Voraussetzung von Robinson und J.S. Kloppenborg, daß der Q-Stoff der Synoptiker als für sich bestehendes Dokument, als Evangelium eigener Art einer ganz bestimmten untergaliläischen Gruppe von nicht-christlichen Jesusanhängern aufgefaßt werden könne, woraus dann sehr bedeutsame, aber wissenschaftlich weit überspannte Folgerungen abgeleitet werden. Von T. Hieke, einem der Mitarbeiter an den *Documenta Q*, wird ein Aufsatz zu Lk 4,1-13 beige-steuert, der deutlich den Hintergrund von Robinsons Q-Hypothese erkennen läßt. Ohne Rücksicht auf alle Kritik an dieser Vorausset-

zung identifiziert Hieke Lk 4,1-13 mit Q, läßt aber den entscheidend wichtigen Parallelstoff Mk 1,12-13 außer Betracht, obwohl sich gerade von dorthier zeigt, daß die Gleichsetzung mit Q wissenschaftlich unhaltbar ist (vgl. Fuchs, Versuchung Jesu, in: SNTU 9 [1984] 95-159). Dieses Vorgehen, das sich um keinen Einwand gegen die eigene Auffassung kümmert, spiegelt getreu die Haltung des ganzen Projektes von J.M. Robinson wieder, dessen Mitarbeiter sich ebenfalls weithin gegenüber Kritik immun erweisen. Zumindest vom europäischen Standpunkt aus muß es aber als unwissenschaftlich erscheinen, wenn nur der eigene Standpunkt wiederholt wird, kritische Einwände aber keine Bedeutung haben oder auch gar nicht bekannt sind. Ganz in Übereinstimmung mit seinen Mentoren zeigt H. auch eine Begeisterung für das IQP, das andere nicht unbedingt teilen werden. Nach seiner Meinung wird von diesem Unternehmen „der rekonstruierte Text von Q mit einem hohen Maß an wissenschaftlicher Verlässlichkeit vorgelegt“ (44). „Bisherige Studien zur Logienquelle hatten ein großes Handikap: vor der Beschäftigung mit dem Text mußte der griechische Wortlaut der hypothetischen Quelle aus den Evangelien des Matthäus und Lukas möglichst genau rekonstruiert werden. Je nach Schwierigkeitsgrad der Perikope verbrauchte dies mehr oder weniger an exegetischer Kraft der Forschenden, an Seiten in Publikationen und an Fußnoten. Das Vorhaben einer kritischen Ausgabe der Logienquelle, die der Jubilar initiiert hat und an der er maßgeblich beteiligt ist, will dem Abhilfe schaffen“ (aaO.). Das erinnert an die Euphorie von Seiten des Jubilars selbst, der bezüglich dieser Ausgabe sogar von einem „textus receptus“ geredet hat, wenn man dem Vorwort glauben darf. Weder Robinson noch Hieke scheinen von irgendeinem Selbstzweifel angekränkt und der Erkenntnis zugänglich zu sein, daß auch der Text des IQP nichts anderes als eine *äußerst subjektive* Rekonstruktion von Q darstellt, die außerdem in vielen Details falsch und unhaltbar ist, wie an anderer Stelle schon mehrfach vermerkt wurde [vgl. z.B. SNTU 25 (2000) 277-282 und die Rezension von Th. Hieke in diesem Band]. Es ist zu fürchten, daß auch in Zukunft trotz der Critical Edition bzw. gerade auch *ihretwegen* die Forscher viele exegetische Kraft aufwenden werden müssen, um Q zu rekonstruieren, und zwar *verlässlicher* als durch das IQP und nicht unter dessen falschen Voraussetzungen! Man kann die Begeisterung eines Mitarbeiters für das IQP verstehen, doch sollte das nicht zu exegetischer Voreingenommenheit und wissenschaftlicher Rückständigkeit führen!

J.S. Kloppenborg versucht in seinem Aufsatz sich selber darüber klar zu werden, warum die kynische Interpretation von Q, die von einigen seiner Freunde (B.L. Mack; L.E. Vaage) vertreten wird und die sich auf seine Stratigraphie von Q beruft, so heftig und einmütig abgelehnt wurde. Kloppenborg, dem es keine große

Freude bereitet, daß seine Schichtenanalyse zum Ausgangspunkt für die Kynikerhypothese gemacht wurde, macht grundsätzliche Entscheidungen für die Animositäten und Übertreibungen verantwortlich. M. Ebner widmet sich einem konkreten Thema von Q, nämlich der Feindesliebe, und vertritt die fragwürdige Meinung, daß die Bezeichnung falsch sei und man etwa beim Wort von der Wange, vom Mantel und von der Meile besser von Selbsterhaltung als von Feindesliebe spreche (131). „Sozialgeschichtlich verankert und religionsgeschichtlich beleuchtet, geht es bei keinem der drei Sprüche um *Liebe*. Im Blick auf den Gegner geht es vielmehr um einen Schock, um Verblüffung [!]. Es handelt sich sozusagen um eine besonders kluge Form von Notwehr, die eben nicht zurückschlägt, sondern der gewalttätigen oder beleidigenden Intention zuvorkommt und sie ihr Ziel verfehlen läßt. Wenn der Gegner dadurch im besten Fall zur Räson gebracht wird, dann ist am meisten dem *Unterlegenen* geholfen. Er rettet seinen Kopf“ (aaO.). Man kann bei soviel kynischer Klugheit nur mehr feststellen, daß dies mit Christus und Christentum kaum mehr etwas zu tun hat. Auch die Behauptung, daß die Ratschläge besonders auf die Situation der Wanderprediger zugeschnitten seien, scheint mehr einem modernen Trend als den Tatsachen zu entsprechen. Als typisch für den Verfasser muß man es wohl verstehen, daß er von einer „kläglich gescheiterte(n) Judenmission“ (137) spricht, während Paulus und die Apg vom Widerstand und Unglauben der Juden reden, was von einem bestimmten exegetischen Trend heute aber mehr vertuscht als zur Kenntnis genommen wird. Daß man im gleichen Aufsatz auch noch zeitgeschichtliche Fehltritte findet, die mehr von geistiger Vereinnahmung des Lesers als von Sachkenntnis zeugen, verwundert dann nicht mehr. Den Herausgebern der BETL muß man aber die Frage stellen, warum sie solche Halbwahrheiten widerspruchslos akzeptieren. M.W. Meyer stellt in seinem Aufsatz der Kynikerhypothese von Mack und Vaage zwar die Argumente von C.M. Tuckett entgegen, schließt sich aber dann doch der schillernden These von J.D. Crossan an, der Jesus ungehindert als Populisten und „Life-style-preacher“ verschreit. Die Auswirkungen eines rein soziologischen Konzeptes ohne christlichen Kontext sind deutlich zu spüren. C.M. Tuckett diskutiert den ursprünglichen Wortlaut von Lk 12,8 und widerlegt dabei die jüngste These von P. Hoffmann, daß die Mt-Fassung ursprünglich sei. Bei A.D. Jacobson, der über die „familienfeindlichen“ Äußerungen Jesu in Q schreibt, befindet man sich wieder voll im Fahrwasser einer soziologischen Interpretation von Q als Dokument einer unchristologischen, profanen Jesusbewegung. Wie bei Publikationen dieser Art ganz allgemein wird fast alles in Bezug auf „heimatlose Wanderradikale“ gesehen, die mit ihrem seltsamen Fanatismus für die negativen Sprüche verantwortlich seien. Dafür hat Jacobson Selbstbewußtsein genug, um das Wort Jesu von Mk 6,4 als „aphorism in an almost arrogant manner“ zu

bezeichnen (206). Für rein soziologische Jesus-Analysten ist offenkundig nichts mehr heilig, ausgenommen die eigene „wissenschaftliche“ Ansicht, die sie möglichst vielen als neueste Errungenschaft empfehlen! Es ist ein Wunder, daß ihm R.A. Piper in seinem Beitrag zu Reichtum und Armut in Q in der gleichen Festschrift sachlich und deutlich widersprechen darf. Auch P.J. Hartin bietet mit seinem Beitrag zu Mt 23,1-39 einen ausgeglichenen Beitrag, sodaß den erwähnten Übertreibungen dieses Bandes durch solidere Überlegungen wieder Grenzen gesetzt werden.

Insgesamt bietet der Band einen Einblick in das vom IQP mit viel Energie und Aufwand neu in den Vordergrund gestellte Problem einer angemessenen Interpretation von Q. Ebenso deutlich kommen aber auch die unübersehbaren Defizite dieses Projektes in den Blick, vor denen sich deren Initiatoren nicht so „selbstbewußt“ verschließen sollten.

Linz

A. Fuchs

Adelbert Denaux (Hg), *New Testament Textual Criticism and Exegesis* (=Fs. Joel Delobel) (BETL, 151), Leuven 2002 (Leuven University Press-Uitgeverij Peeters), XVIII + 391 Seiten, kartoniert € 60,-

Aus Anlaß seiner Emeritierung (2001) haben vor allem seine Freunde und Kollegen vom Department of Biblical Studies der Theologischen Fakultät Leuven zusammen mit anderen eine Festschrift verfaßt, die sich einem der bevorzugten Arbeitsgebiete des Jubilars widmet. Denn wenn sich J. Delobel seit seiner Dissertation 1965 zu Lk 7,36-50 auch immer wieder mit dem 1k Doppelwerk und der pln Literatur befaßt hat, ist doch die Textkritik sein besonderes Interessensgebiet geworden, und dabei im besonderen deren Verhältnis zur Exegese. Die insgesamt 19 Beiträge dieser Festschrift, die auf die von G. van Belle zusammengestellte wissenschaftliche Bibliographie J. Delobels folgen, stehen alle in engerem oder weiterem Zusammenhang mit dieser Thematik. Nur ein Teil von ihnen kann hier nähere Erwähnung finden, wobei die Bedeutung für die Exegese einen maßgeblichen Gesichtspunkt darstellt. W.L. Petersen ist in seinem Aufsatz „The Genesis of the Gospels“ sehr beeindruckt von den starken Abweichungen, die er zwischen den heutigen textkritischen Ausgaben der Evangelien und jenen Zitaten und Anspielungen feststellt, die auf Quellen vor 180 n. Chr. zurückgehen. Er schreibt u.a. mit Verweis auf Papias den mündlichen Überlieferungen nicht nur eine große, sondern fast eine übermächtige Bedeutung zu, die bis zur Stabilisierung des Textes bei Irenäus vorherrschend gewesen sei. Er hat zwar recht, wenn er z.B. die Evangelien

nicht zur ältesten christlichen Literatur rechnet, sondern in ausdrücklichem Protest zur jüngsten Frühdatierung um 50 durch A. Robinson sie erst um 70 ansetzt. Es wird aber auf Schwierigkeiten stoßen, wenn er meint, „that there is no evidence that these ‚gospels‘ - oral or written - enjoyed any particular, protected status prior to the third century“ (59). Petersen hat zwar auch *Traditionen* vor Augen, die zum heutigen Mt- oder LkEv führten, doch ist seine Aussage einfach falsch, wenn man etwa bedenkt, mit welcher Treue sowohl Mt wie Lk viele Perikopen des Mk mit weitgehend übereinstimmendem Wortlaut übernehmen. Der Hinweis auf die verschiedenen Fassungen z.B. der Salbungsgeschichte von Betanien, der Tempelreinigung und der Erzählung vom leeren Grab können keineswegs überzeugen, weil sie sich erstens nicht durch bloße mündliche Überlieferung erklären lassen, und weil die Variationen vor allem nicht jenen Mangel an Autorität (60) bezeugen, den P. aus den Unterschieden herausliest. Eher spricht die mehrfache und variierende Benützung desselben Stoffes für das gerade Gegenteil! Analog sind die Variantenlesarten der Synoptiker kaum als Beispiele für hemmungslose Freiheit zu werten, sondern im Gegenteil als Verdeutlichungen oder Erklärungen eines in gewisser Hinsicht normativen Textes, um den sie sich bemühen. Obwohl etwas Wahres an Petersens Behauptung ist, daß jeder vor 180 von Christen benützte Evangelientext „was *very* different from the text we now find in our critical editions“ (62), werden ihm nicht alle Leser folgen, wenn er aus seinen Beobachtungen die Folgerung zieht: „To be brutally frank, we know next to nothing about the shape of the ‚autograph‘ gospels“ (aaO.), wenn man von so etwas überhaupt sprechen kann. Da der Text bis 180 schwankend war, kann man also auch nicht erwarten, z.B. der Lösung des synoptischen Problems näher zu kommen (63). Zwischen Jesus und 180 herrschen „nearly 150 years of textual chaos“ (63)! Theologen wären also gut beraten, statt etwa die Theologie der einzelnen Evangelisten zu studieren, die von unzuverlässigen Texten hergeleitet sei, sich zuerst den „Parallelen“ der Evangelien bei den frühen Kirchenvätern und in den christlichen Apokryphen zu widmen (63). Abgesehen davon, daß der Autor von der Synoptischen Frage kaum mehr als eine sehr fragwürdige Kenntnis zu haben scheint, wie man seinen Bemerkungen S. 59f und 63 entnehmen kann, zweifelt man etwas daran, ob auch J. Delobel aus der Handschriftenüberlieferung so radikale Folgerungen ziehen wird, wie sie hier vom Verfasser vorgelegt werden. Es scheint, daß auch J. Verheyden in seinem Beitrag „Assessing Gospel Quotations in Justin Martyr“ dem Autor nicht folgen kann, wenn Petersen patristische „Zitate“ für ursprünglicher hält als den Text der kanonischen Evangelien bzw. sie einer anerkannten Textform zurechnet (377). Außerdem hat Petersen nicht berücksichtigt, daß „Zitieren“ aus den kanonischen Evangelien etwas ganz anderes ist als die Weitergabe der Evangelien selbst.

C.M. Tuckett befaßt sich mit den Versen Lk 22,43-44, die von einigen Handschriften eliminiert werden. Aufgrund der literarischen Gewohnheit des Evangelisten, Jesus und Paulus auf parallele Weise darzustellen, hält er die längere Fassung für echt. G. van Belle sieht bei Joh 4,1 sowohl aus äußeren wie inneren Gründen in *kyrios* (und nicht Jesus) die ursprüngliche Lesart. Ähnlich spricht sich M.-E. Boismard bei Joh 12,31 aufgrund inhaltlich verwandter Texte für βληθήσεται κάτω (statt ἐκβληθήσεται ἔξω) aus. R. Bieringer befaßt sich mit den textkritischen Problemen von Joh 16,13, die theologisch begründet sind und deshalb zusammen betrachtet werden müssen. Nach seiner Meinung ist die LA von B am verlässlichsten. C.B. Amphoux widmet sich in einem sehr phantasievollen Beitrag der Entstehung und dem Schicksal des Aposteldekretes. Nach E.J. Epp, der in seinem langen Artikel die Geschichte der Interpretation der Variante und die jeweils maßgeblichen Gründe für die alternativen Lesarten beschreibt, gab es definitiv eine Apostolin Junia (Röm 16,7). Bei R.F. Collins findet man gute Gründe für den unpaulinischen Charakter der Doxologie von Röm 16,25-27, die sich gut mit denen von W. Schmithals, *Der Römerbrief als historisches Problem*, Gütersloh 1975, 108-124 vergleichen lassen. V. Koperski spricht sich bei 1 Kor 2,1 aus internen wie externen Gründen für die Lesart *mysterion* aus.

Insgesamt sind diese textkritischen Erörterungen, auch wenn sie sich manchmal nur mit kleinen Details befassen, geeignet, die Bedeutung textkritischer Probleme den Exegeten wieder deutlicher zu machen, was ein ausdrückliches Anliegen des Jubilars ist.

Linz

A. Fuchs

Stefan Maser - Egbert Schlarb (Hgg), *Text und Geschichte. Facetten theologischen Arbeitens aus dem Freundes- und Schülerkreis (=Fs. Dieter Lührmann [60])* (MThSt, 50), Marburg 1999 (Elwert), VII + 312 Seiten, kartoniert € 30,70

Die 19 Beiträge dieser Festschrift beschäftigen sich, wie bei dieser literarischen Gattung nun weithin üblich, bevorzugt, wenn auch nicht ausschließlich, mit Forschungsbereichen, in denen auch der Jubilar selber gearbeitet hat. Für die Exegese sind sie von verschieden großer Relevanz. Zunächst können einige Studien zu Einzelfragen angeführt werden. H. Boers schreibt zur Struktur von Röm 5,1-11, W. Harnisch in einem sehr lesenswerten Aufsatz zur Interpretation von Joh 9. L.E. Keck untersucht die Bedeutung von Röm 7,18a, A. Lindemann den literarischen Charakter von Mk 3,1-6. A. Malherbe weist darauf hin, daß Paulus im 1 Thess epikureische Schlagworte antiepileureisch verwendet. M. Ebersohn, der in seiner

Dissertation das Gebot der Nächstenliebe bei den Synoptikern untersucht hatte, vergleicht jetzt die entsprechenden Arbeiten von T. Söding und J. Augenstein zu Paulus und Johannes. Ein Vergleich der Bedeutung des *oikos*-Modells bei Philodemos und Paulus ist Inhalt des Beitrags von K. Lehmeier. M. de Jonge schreibt über H. Windisch als Neutestamentler an der Universität Leiden, im besonderen zu seiner Einstellung gegenüber der radikalen holländischen Kritik. Drei Aufsätze befassen sich direkt oder indirekt mit den jüngsten Trends der nordamerikanischen Exegese. J.M. Robinson möchte nachweisen, daß P.Oxyr.655 eine ältere Lesart aufweist als der entsprechende Q-Text Lk 12,27, worin ihm aber bisher nicht alle gefolgt sind. P. Kristen vergleicht die Nachfolgevorstellungen in den zwei hypothetischen, von J.S. Kloppenborg und seinen Anhängern aber als Faktum ausgegebenen Schichten von Q und im MkEv und verrät dabei eine äußerst unkritische Abhängigkeit von der sehr fragwürdigen Q-Rekonstruktion des Genannten. Wie dieser spricht er ohne ausreichende Gründe von einem Q-*Evangelium* und behauptet für Q¹ eine schriftliche Form und einen einheitlichen Zusammenhang, obwohl dies auf immer stärkere Ablehnung stößt (vgl. z.B. C. Tuckett und P. Hoffmann). Die Gegenwart des Reiches Gottes sei für die Tradenten dieser Schicht stärkstens mit den sozialökonomischen Verhältnissen in Galiläa verknüpft, während die Gemeinde bei Mk egalitär sei, mit kollektivem Eigentum. Wie in diesen Kreisen üblich, „wird auch ‚Ostern‘ als *alleiniger* Antrieb der Traditionsbildung und gemeinchristliches Phänomen von allem Anfang an fraglich“ (104). Der Autor fürchtet nicht, daß diese begeisterte Übernahme sozialistisch-klassenkämpferischer Vorstellungen mehr einer ideologischen Rumpelkammer entnommen sein könnte als einer vorurteilsfreien Analyse der Texte. Daß die Abwertung von Ostern auch nur die Kehrseite der unhaltbaren Verabsolutierung von Q als eigenständiges Evangelium darstellt, ist dem Verfasser anscheinend ebenfalls nicht bewußt. Schließlich wird J.D. Crossans berühmtes und in den USA sehr einflußreiches Buch zum historischen Jesus (*The Historical Jesus. The Life of a Mediterranean Jewish Peasant*, San Francisco 1991) von C.M. Tuckett kritisch aufs Korn genommen und an den Auswahlprinzipien und Voraussetzungen des Autors ziemlich deutliche Kritik geübt. M. Wohlers beschäftigt sich mit dem Aussatz in der antiken Medizin, Judentum und frühem Christentum und vertritt dabei die Auffassung, daß „in der neutestamentlichen Überlieferung ... Aussatz, wie in der jüdischen Tradition, eine religiös zu deutende Erkrankung (ist), bei der man um die medizinische Harmlosigkeit weiß“ (303), weil es sich beim biblischen Aussatz - anders als bei der heutigen Lepra - nur um „eine medizinisch harmlose Hauterkrankung“ handle (aaO.). Man kann dem Autor zustimmen, daß das Wortfeld *lepra* verschiedene Erkrankungen umfaßt und daß bei den ntl. Wundern der Aspekt der kultischen Unreinheit wichtig ist,

aber der Akzent einer lebensbedrohenden Erkrankung scheint damit für die ntl. Wunder noch keineswegs eliminiert. N. Walter geht der Frage nach, wann aus Johannes der Vorläufer Jesu wurde. Er schreibt diese Leistung dem kanonischen Mk zu, der in seiner Sicht aber die Überarbeitung eines *älteren*, „synoptischen“ Mk darstellen soll, den er aus den minor agreements rekonstruiert. Es braucht nicht wiederholt zu werden, was schon an mehreren Stellen und auch ausdrücklich mit Bezug auf Walter festgestellt wurde, daß alle minor agreements *gegenüber dem kanonischen Mk sekundär* sind und die quellenkritische Beurteilung des Verfassers sich damit als unzutreffend und unhaltbar herausstellt.

Eine Liste der Veröffentlichungen D. Lührmanns beschließt den Band, der einflußreiche Trends der heutigen Exegese mit kritischen Fragen und sachlicher Information verbindet und in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich ist.

Linz

A. Fuchs

Martin Karrer - Wolfgang Kraus - Otto Merk (Hgg), Kirche und Volk Gottes (=Fs. Jürgen Roloff [70]), Neukirchen 2000 (Neukirchener), X + 342 Seiten, kartoniert € 44,-

Die zahlreichen Beiträge dieser Festschrift können hier nur überblicksweise zur Sprache kommen, mit einigen teilweise etwas zufälligen bzw. subjektiven Akzenten. E. Gräßer beschreibt Albert Schweitzers Paulusverständnis in seinen Straßburger Vorlesungen, die von ihm und J. Zürcher 1998 herausgegeben worden waren. Interessant ist neben vielem anderen, daß Schweitzer Paulus aus seinen jüdischen Wurzeln erklärt und jeden hellenistischen Einfluß auf ihn bestreitet, während er von der religionsgeschichtlichen Schule gerade zum Hellenisator des Christentums deklariert worden war. Der Aufsatz hebt verschiedene Konturen des Paulusbildes Schweitzers, aber auch Einseitigkeiten deutlich hervor und erweist sich exegetisch als sehr informativ. H.J. Klauck kommentiert eine 1954 in der Nähe von Korinth gefundene Inschrift zu Ehren einer Iunia Teodora, die einiges Licht auf gesellschaftliche Verhältnisse der Gemeinde von Korinth wirft. Die forschungsgeschichtlichen Anmerkungen zum Thema ‚Jesus von Nazareth und das Gesetz‘ setzen die Kritik fort, die K. Müller auch schon in seinen früheren Arbeiten hinsichtlich der exegetischen Beurteilung der Haltung Jesu zum Gesetz geäußert und beklagt hat. Der Verfasser führt in seinem Abriß eine Reihe von prominenten Exegeten auf, die Jesus als Kritiker der alten Tora bzw. Bringer einer neuen Tora sehen. Er kann zwar in jüngster Zeit auch sensiblere Autoren anführen, die wie G. Dautzenberg vertreten, „daß Jesus keine Torakritik betrieben habe“ (68), bedauert

aber, daß in neueren einflußreichen Publikationen davon wenig zu spüren sei. N. Walter untersucht den speziellen Ausdruck von Gal 2,1f „die als Säulen Geltenden“ und notiert dazu, daß der Ausdruck eigentlich „hervorragende Gesetzesfromme“ bedeute, wenn auch eine Leitungsfunktion nicht bestritten wird. U. Schnelle setzt sich erneut mit Apostelkonzil, antiochenischem Zwischenfall und Aposteldekret auseinander und verteidigt die Auffassung, daß Paulus weder in Jerusalem noch in Antiochien einen so radikalen Standpunkt geäußert hätte, wie er später in Gal zutage tritt, was ein deutliches Zeichen der Situationsbedingtheit der Argumentation des Paulus darstelle. Nach O. Wischmeyer beschreibt Röm 13,1-7 die vorfindliche Lebenswelt der römischen Christen wie auch die der heidnischen und römischen Mitbürger, während der christliche Beitrag des Paulus in der Betonung der Oberhoheit Gottes über alle staatliche Gewalt liege. U. Wilckens behandelt das Kirchenverständnis der joh Schriften und vertritt dabei eine von J. Roloff stark abgehobene Position. M. Karrer untersucht das Verstockungsmotiv von Apg 28,27 und versteht es im Zusammenhang der heutigen Tendenz als positive Verheißung. Eine Bibliographie von M. Müller für die Jahre 1991-2000 beschließt den Band, der noch eine Reihe weiterer Aufsätze zu Paulus, Deuteropaulus und anderen ntl. Spätschriften enthält und durch ein Sach- und Stellenregister leichter zugänglich gemacht ist.

Linz

A. Fuchs

Eduard Lohse, Das Neue Testament als Urkunde des Evangeliums. Exegetische Studien zur Theologie des Neuen Testament III (FRLANT, 192), Göttingen 2000 (Vandenhoeck & Ruprecht), 262 Seiten, gebunden € 45,30

Neben zahlreichen Monographien, Textausgaben und Kommentaren, die in den letzten 40 Jahren von ihm erschienen sind, hat der Verfasser durch eine große Zahl von Aufsätzen zur Entwicklung der ntl. Theologie beigetragen. Von ihnen liegt nun ein dritter Sammelband mit 18 Beiträgen vor, der die vorausgehenden Sammlungen „Die Einheit des Neuen Testaments“ (1973, ³1976) und „Die Vielfalt des Neuen Testaments“ (1982) fortsetzt. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der pln Theologie bzw. bei ethischen Fragestellungen, doch sind auch andere Themen durchaus von exegetischem Interesse. Aus ökumenischer Sicht, die überhaupt für das ganze Buch charakteristisch ist, ist der Beitrag zur Struktur der urchristlichen Gemeinden hervorzuheben, in dem die Vielfalt urkirchlicher Dienste und Ämter unterstrichen und mit der tatsächlichen kirchengeschichtlichen Entwicklung verglichen wird. Lohse konzidiert, daß „die Gemeinden im ehemaligen paulinischen Missionsgebiet vor

der unabweisbaren Aufgabe standen, der Gemeindestruktur deutlichere Konturen zu verleihen" (184), und weiters, daß die Ämterstruktur der Pastoralbriefe geschaffen wurde, weil „in Abwehr gnostischer Überfremdung und Gefährdung ... die Kirche eine verlässliche Ordnung" benötigte (183), stellt aber auch die Frage, ob es sich dabei um die einzig mögliche Form einer Entwicklung handelt. Seit der Reformation wird die Frage zugunsten einer Pluralität verneint. Auch für den Verfasser sind die Pastoralbriefe mit ihrer Entwicklung nicht die einzige Norm. Trotz aller beachtlichen Überlegungen scheint hier jedoch die wachsende Bedeutung des Petrusamtes im MtEv etwas zu kurz zu kommen ebenso wie die Erkenntnis, daß die Strukturen der pln Gemeinden nicht ausreichend waren gegenüber der Bedrohung durch die Gnosis und gerade festere Formen erzwangen. Analog könnte man auf das parallele Phänomen hinweisen, daß das Fehlen konkreter Leitungsstrukturen in den joh Gemeinden zu christologischen Differenzen und in der Folge auch zum Abfall eines Teils der Gemeinde führte. Nur der Anschluß an die „Großkirche" hat den übriggebliebenen Teil vor Isolation und Auflösung bewahrt, wie Joh 21 offenkundig macht. Vielleicht ist auch Joh 10 mit der Rede von dem einen Hirten auch für die Schafe der anderen Herde ein Text, der für Kirchenstrukturen größere Beachtung verdiente. - In dem Aufsatz über das Verhältnis von Petrus zu Paulus und umgekehrt liest man mit Interesse, daß Lohse trotz der heftigen Auseinandersetzung zwischen ihnen kein dauerhaftes Zerwürfnis erkennt und daß „Petrus wahrscheinlich der paulinischen Argumentation nicht so fern gestanden" sei, „wie es bei flüchtiger Betrachtung des leidigen Streites erscheinen mag" (155). Zu Recht gelten sie als Säulen der Kirche, ohne daß Petrus allein für das Amt und Paulus für die theologische Lehre in Beschlag genommen werden könnte. - In der vieldiskutierten Frage von Röm 9-11 sieht Lohse keinen anderen Heilsweg für die Juden als für die Völker (125) und betont die endgültige Rettung Israels, wenn er auch in einem Zitat auf W. Gutbrots Bemerkung hinweist, daß Israel nicht mit der Gesamtheit der Juden identisch ist (125, Anm. 28). - Bei der Untersuchung des pln Charakters der Pastoralbriefe kommt die Rolle des Paulus als Lehrer der Völker und bleibender Lehrer der Kirche deutlich zum Ausdruck, ebenso aber die unbefangene Empfehlung guter Werke, was für einen katholischen Leser nicht so erstaunlich ist wie für die von Luther geprägte Tradition (169). - Man kann noch erwähnen, daß der Verfasser in der Apk weit mehr christlichen Sinn entdeckt als M. Luther, der mit seiner sehr negativen Einschätzung der protestantischen Exegese Probleme bereitet, bzw. daß er trotz heftiger Polemik (Synagoge Satans) die Apokalypse als eine Schrift aus einer Zeit sieht, in der die „Brücken des Gesprächs ... noch keineswegs endgültig abgebrochen" (219), vielmehr beide Seiten durch die aufgetretenen Spannungen betroffen sind (231).

Diese wenigen Bemerkungen bzw. Anfragen können nur dazu beitragen, den gesamten Band zu studieren, der in allen Abschnitten reiche Anregung bietet.

Linz

A. Fuchs

Leo Baeck Werke. Bd. 4: Aus Drei Jahrtausenden. Das Evangelium als Urkunde der jüdischen Glaubensgeschichte, hg. von Albert H. Friedlander - Bertold KlapPERT - Werner Licharz, Gütersloh 2000 (Gütersloher Verlagshaus), 488 Seiten, gebunden € 101, 80

In der Neuedition der Werke des großen Rabbiners und Religionswissenschaftlers Leo Baeck, der lange Jahre maßgeblicher Exeget an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin gewesen ist, ist als Band I Das Wesen des Judentums 1998 erschienen, als Band II Dieses Volk. Jüdische Existenz 1996, und als Band III Wege im Judentum 1997. Der vorliegende vierte Band bringt eine Neuauflage der beiden Schriften, die 1938 sofort nach ihrem Erscheinen vernichtet wurden. Die erste Publikation mit dem Untertitel: Wissenschaftliche Untersuchungen und Abhandlungen zur Geschichte des jüdischen Glaubens war bereits 1958 unverändert neu herausgegeben worden.

Für die ntl. Exegese sind die in Baecks Sammelband zusammengefaßten Aufsätze und Schriften von verschiedener Bedeutung. Der erste Aufsatz „Hat das überlieferte Judentum Dogmen?“ setzt sich mit der Bestreitung einer solchen Behauptung durch Moses Mendelssohn auseinander. B. differenziert zwischen Dogmen im autoritativen Sinn und der von Mendelssohn vertretenen Leugnung von Offenbarungswahrheiten im Judentum zugunsten reiner Gesetzesvorschriften. Die Auseinandersetzung über diese Frage ist in den Vereinigten Staaten auch in jüngster Zeit noch von Bedeutung. „Judentum in der Kirche“ analysiert den Einfluß, den das Judentum auf Paulus, den Barnabasbrief, Marcion oder den Calvinismus ausgeübt hat. Interessant sind „Zwei Beispiele midraschischer Predigt“, deren erstes aus dem Beginn von Bereschit rabba genommen ist und deren zweites aus der Pesiqta de Rab Kahana stammt. Während sich die zweite Predigt mit dem Thema von Joh 1,14 (Aufenthalt der Schechina) befaßt und eine jüdische Antwort auf die christliche Interpretation darstellt, bietet die erste aufschlußreiche „Parallelen“ zum Beginn des joh Prologs. Der Midrasch versteht *reschit* als Künstler und setzt den Begriff mit Hilfe von Spr 8,22.30 mit der Weisheit bzw. mit der Tora gleich. Wieder handelt es sich um eine „antichristliche“ Interpretation, die die Gleichsetzung des Logos mit Christus bestreitet. Von ähnlichem Interesse, aber dem NT näher sind die kurzen Beiträge zum „Menschensohn“, zu Mt 16,18f und zu Sacharja, Sohn des

Berechja (Mt 23,35). Aus dem zweiten Teil ist besonders der Abschnitt „Überlieferungen“ wichtig, der darstellt, wie Baeck die Entstehung des NT sieht.

Informativ in Bezug auf Mystik und Religionsphilosophie sind die beiden Abhandlungen des Verfassers zu dem Sefer Jezira und dem Sefer-ha-Bahir bzw. auch der längere Beitrag zur „Mittelalterlichen Popularphilosophie“, die aber weit über die Grenzen ntl. Aufgabenstellung hinausgehen.

Abgesehen davon, daß dieser Band Einblick in die wissenschaftliche Arbeit des Verfassers gewährt, bieten gerade die erwähnten Aufsätze Aspekte, die auch für die ntl. Exegese relevant sind und vor allem durch ihre Kenntnis der jüdischen Welt hermeneutische Bedeutung erlangen.

Linz

A. Fuchs

Donald A. Carson - Peter T. O'Brien - Mark A. Seifrid (Hgg), *Justification and Variegated Nomism*. Bd. I: *The Complexities of Second Temple Judaism* (WUNT 2, 140), Tübingen 2001 (Mohr Siebeck), XIII + 619 Seiten, kartoniert € 50,40

In diesem thematischen Sammelband wird in insgesamt 16 Originalbeiträgen ein möglichst umfassender Befund zur frühjüdischen Literatur erhoben, um das spannungsreiche semantische und theologische Verhältnis von Rechtfertigung und Torahverständnis zu bestimmen. Diese Fragestellung nimmt zugleich die von E.P. Sanders in den 70er Jahren entwickelte Kategorie des „Bundesnomismus/ covenantal nomism“ auf. Jeder dieser Beiträge entwickelt eine bestimmte Sicht unter dieser Problemstellung innerhalb einer Literaturgattung (Gebete, Apokalypsen, Testamente, Weisheit, rewrites Bible, didaktische Darstellungen) sowie der wichtigsten Literaturwerke (Qumran, Philo, Josephus, tannaitische Literatur). Davon heben sich zwei Beiträge zu einer eigenen thematischen Perspektive ab. M.A. Seifrid untersucht die Semantik von Gerechtigkeit in der Hebräischen Bibel und im Frühjudentum, wobei er sehr dezidiert neben der forensischen und ethischen Bedeutung von Gerechtigkeit eine ausgeprägte schöpfungstheologische Akzentuierung herausstellt. Gerechtigkeit im Horizont von „creational thought“ (441) läßt das Konzept von Sanders als mindestens inadäquat erscheinen. In einer den Normalumfang deutlich sprengenden Untersuchung widmet sich R. Deines (übers. von D.A. Carson u.a.) einer höchst relevanten Hintergrundthematik: „The Pharisees between ‚Judaism‘ and ‚Common Judaism‘“ (443-504), wobei eine Reihe von Ergebnissen aus seinen bisherigen einschlägigen Arbeiten einfließen. Dabei besteht er auf einem bei allen unterschiedlichen Gruppenpositionen grundsätzlich einheitlichen Profil des Frühjudentums. Die Abgrenzungsproblematik der theologischen Hauptrichtungen von

Pharisäern, Sadduzäern und Essenern diskutiert er in einer Analyse von 4QMMT. Ferner zeigt sich die wachsende Profilierung der pharisäischen Position an der inneren Ausrichtung einer ganzen Gruppe von frühjüdischen Texten. Die Pharisäer sind zu kennzeichnen durch ihren „the movement's open, Israel-wide, non-sectarian character“ (491). Dabei ist von größter, bisher unterschätzter Bedeutung, daß die Entstehung des Pharisäismus in Verbindung mit dem aufbrechenden Individualismus der hellenistischen Kultur zu sehen ist, somit „national and individual religion entered into a symbiotic relationship“ (497). Darin liege auch das Zukunftspotential dieser Bewegung für das beginnende frührabbinische Judentum. Einen bequemen ersten Zugang zur Fülle der Aspekte und Ergebnisse dieses Sammelbandes bieten die abschließenden „Summaries and Conclusions“ (505-548) von D.A. Carson selbst. Dabei wird auch die differenzierte Kritik an bzw. Zustimmung zu Sanders Bundesnomismus herausgestellt, welche deutlich macht, daß diese innovative Kategorie in mehrfacher Hinsicht zu vage, oberflächlich, reduktionistisch oder gar irreführend sein kann. Der angekündigte 2. Band widmet sich der Anwendung dieser Themen- und Problemstellung auf die paulinische Literatur. Umfangreiche Register erleichtern die Konsultation dieses sehr materialreichen Werkes.

Innsbruck

R. Oberforcher

Rudolf Bultmann, *Theologie als Kritik. Ausgewählte Rezensionen und Forschungsberichte*, hg. von Matthias Dreher und Klaus W. Müller, Tübingen 2002 (Mohr Siebeck), XIV + 638 Seiten, gebunden € 104,-

Es war ein guter und wissenschaftlich ertragreicher Gedanke der Herausgeber, das relativ umfangreiche und weit verstreute rezensorische Werk R. Bultmanns in dem vorliegenden Band für die Theologie öffentlich zugänglich zu machen und auch eine Reihe von verwandten Forschungsberichten mit einzubeziehen. Das Register bietet 97 Beispiele aus der Zeit zwischen 1908 und 1967, obwohl die Gesamtzahl solcher wissenschaftlicher Äußerungen Bultmanns über 250 beträgt. Die Auswahlkriterien richteten sich danach, wieweit eine Rezension etc. für die theologische Entwicklung des Autors von Bedeutung war, seine Lehrer oder wichtige Theologen seiner Zeit betraf, strittige Positionen zu stärken oder zu widerlegen suchte u.ä. Oft spiegelt sich dabei in den Rezensionen eine Auffassung Bultmanns, die der Leser meist erst aus seinen späteren größeren Werken kennt, schon anfangsweise wieder. Als Interessensgebiete zeichnen sich die bekannten Themen Bultmanns ab, Formgeschichte, Religionsgeschichte, Jesus und die Urgemeinde, Paulus, Johannes, Geschichtsverständnis, Hermeneutik und darüber hinaus auch

klassische Philologie und antike Philosophie. Die Herausgeber haben zu den 97 abgedruckten Texten ein alphabetisches Verzeichnis aller von Bultmann rezensierten Bücher angefügt und überdies ein chronologisches Verzeichnis aller Rezensionen und Forschungsberichte angeschlossen. Ein relativ umfangreiches Namens- und Sachregister bietet einen weiteren Zugang zu allen Rezensionen, was besonders für thematische Fragen eine außerordentliche Hilfe darstellen kann.

Man wird den Rezensionen und Forschungsberichten Bultmanns teilweise natürlich so wenig zustimmen wie seinen größeren Werken bzw. ihnen die Zustimmung eindeutig versagen müssen. Beachtlich ist aber in allen Fällen die breite Sachkenntnis Bultmanns und seine kritische Stellungnahme, auch wenn man seinen in bestimmten Fällen sehr subjektiven Standpunkt nicht übersehen darf. Man braucht nur z.B. die Rezension von A. Deißmanns Buch „Licht vom Osten“ in der Ausgabe von 1908 (Nr. 2) bzw. von 1923 (Nr. 35) zu vergleichen oder die beiden Besprechungen des Paulusbuches desselben Autors von 1911 (Nr. 8) und 1925 (Nr. 41), um an den eklatanten Unterschieden der Beurteilung zu merken, wieweit sich inzwischen die ntl. Wissenschaft und auch das Urteil Bultmanns verändert haben. Nicht nur als wichtiger Beitrag zum wissenschaftlichen Lebenswerk Bultmanns, auch als eine nützliche erste Orientierung über weite Felder der ntl. Forschung durch sechs Jahrzehnte kann dieses Buch sehr nützliche Dienste leisten.

Daß Nr. 11: „Mein Weltleben“ von P. Rosegger, Nr. 12: „Ein Bauernroman von C. Lemonnier und Nr. 32: Dostojewski von E. Thurneysen in dieser Sammlung *theologischer* Rezensionen abgedruckt wurden, ist mir nicht verständlich. Ähnliches gilt für Nr. 63, eine Empedoklesschrift von U. von Wilamowitz-Möllendorf, oder für die Sebastian Franck-Biographie von E. Teufel (Nr. 93). Diese Besprechungen betreffen wohl die Biographie Bultmanns, aber kaum die Exegese.

Linz

A. Fuchs

Colloquium Biblicum Lovaniense. Journées Bibliques de Louvain. Bijbelse Studiedagen te Leuven. 1-5. 1949-2001 (SNTA, 19), hg. von Frans Neirynck, Leuven-Sterling 2001 (Leuven University Press-Uitgeverij Peeters), 116 Seiten, kartoniert, Euro 10,-

Es handelt sich um einen erschöpfenden Überblick über die 50 biblischen Tagungen, die von der Theologischen Fakultät der Universität Leuven zwischen 1949 und 2001 veranstaltet wurden. Die einzigen Ausnahmen sind 1964 und 1982, wo statt der eigenen Veranstaltung ein Treffen der SNTS in Leuven stattfand. Auf eine Liste mit den Tagungsthemen, Namen der Präsidenten und Angabe der jeweiligen

Publikationsbände werden diese selbst mit genauer Wiedergabe der Referate vorgestellt. Im jeweiligen Anhang sind Neuauflagen, Titeländerungen, zusätzliche Veröffentlichungen in anderen Bänden oder Zeitschriften sowie Addenda vermerkt, die irgendwie zum Thema gehören. Das Heft spiegelt die Entwicklung des Kongresses wieder, der nun schon zur exegetischen Tradition gehört. Der rein französischsprachige (!) Beginn ist längst überwunden; 1958 findet sich der erste deutschsprachige Vortrag, während heute Englisch immer mehr an Bedeutung gewinnt. Das Heft ist auch als exegese-geschichtlicher Überblick interessant.

PS: S.13 könnte man beim Wiederabdruck des Artikels von H.H. Rowley einen Herausgeber anführen, S.51 den Titel des Aufsatzes von J. Marböck korrigieren; S. 82 ist Literarkritik verdruckt.

Linz

A. Fuchs

Klaus Berger, Sind die Berichte des Neuen Testaments wahr? Ein Weg zum Verstehen der Bibel, Gütersloh 2002 (Chr. Kaiser), 213 Seiten, kartoniert € 20,60

Klaus Berger, Professor für Neutestamentliche Theologie an der Evang.-Theol. Fakultät der Universität Heidelberg, hat sich in einer Reihe von Veröffentlichungen mit Themen auseinandergesetzt, die im Schnittpunkt von Bibelwissenschaft, Fundamentaltheologie und Dogmatik stehen. Im vorliegenden Buch versucht er, einen Weg zum Verstehen der Bibel zu eröffnen, der die Anfechtung durch die historisch-kritische Forschung überwindet. Angesichts der verunsichernden Frage, ob die Berichte des Neuen Testaments „wahr“ sind, bemüht sich Berger darum, die „Glaubwürdigkeit“ (9) herauszustellen, wie es programmatisch in der Einleitung heißt.

In vier Teilen geht der Autor auf die Infragestellung der „liberalen Exegese“, auf das Verhältnis von Glaube und Geschichte, auf das biblische Wahrheitsverständnis und in der Folge auf einige Schlüsselthemen ein (z.B. Wunder Jesu, Auferstehung, Endzeitankündigungen). Klaus Berger zeigt auf, daß die Prinzipien der „klassischen“ historisch-kritischen Schriftauslegung nicht mehr selbstverständlich, ja sogar fragwürdig sind. So ist die frühchristliche Entwicklung vielschichtiger und pluraler, als es das „Modell der Einbahnstraße“ (28) annahm, demzufolge das „Frühere“ (in einem biblischen Text) immer Vorrang hat vor dem „Späteren“. Außerdem hat sich in den letzten Jahren gezeigt, wie „kulturspezifisch“ (35) die Positionen europäischer Exegese geprägt waren. Gegen den Versuch, die Vielfalt der biblischen Texte auf ein „eigentliches“ System zu reduzieren, macht Berger zu Recht darauf aufmerksam, daß es in keiner Weise auf die „(Nicht-)Widersprüchlichkeit der Einzelberichte“ (89) ankommt, sondern auf das, was in der Mehrgestaltigkeit des biblischen Kanons zum Ausdruck kommt. In diesem Sinn ist den Evangelisten nicht daran gelegen, „einzelne Daten und Fakten zum Angelpunkt zu machen, sondern das Ganze des Lebens Jesu zu sehen“ (94). Überhaupt gestattet die „bleibende Fremdheit der Bibel ... keinen direkten, konsumierenden Zugriff“ (206).

Bergers theologische Prämisse besteht in einer Kritik an der „liberalen“ Hermeneutik, welche eine „Einordnung des Offenbarungsgeschehens in die Welt“ (28) betreibe. Die Konsequenz daraus sei ein Verständnis des Christentums als „vernunftgeleitete Humanität“ (32); demgegenüber brauche es eine Schriftauslegung, die von der „Wiedergewinnung des kritischen, heiligen und tragenden Gegenübers“ (131) inspiriert ist. Das Grundanliegen, die Einseitigkeiten historisch-kritischer Schriftauslegung sowie fragwürdige Tendenzen der „Liberalen Theologie“ aufzuzeigen, ist gerechtfertigt, und diese Kritik teilt Berger mit vielen anderen. Auch das Bemühen, den Graben zwischen „einfacher Frömmigkeit“ und „theologischer Forschung“ zu überwinden, verdient Wertschätzung. (Ob diesbezüglich allerdings die immer wieder geäußerte Polemik gegen *die* „moderne“ Theologie hilfreich ist?)

Fragwürdig ist aber der Umgang mit dem Wahrheitsbegriff. Berger versteht „wahr“ im Sinn des Buchtitels als „wirklich geschehen“ (10), betont also einerseits die (historische) Faktizität der biblischen Ereignisse – Fakten verstanden als „jedes Vorgegebene, das nicht ausgedacht ist“ (107) –, spricht aber andererseits dem biblischen Wahrheitsverständnis eine ganz eigene Bedeutung zu; dieses habe nichts mit Erkenntnistheorie zu tun, sondern mit „Macht, Potenz und Dynamik“ (11). „Wahrheit“ sei vor allem eine „Entscheidungsfrage“ (134). Durch diese und viele ähnliche Formulierungen zeigt sich das fundamentaltheologische Defizit dieses Buches: „Wahrheit“ wird undifferenziert und assoziativ mit Faktizität, dogmatischem Geltungsanspruch, spiritueller Bedeutsamkeit, ethischer Richtigkeit oder korrekter Überlieferung (biblischer Texte) gleichgesetzt bzw. in Zusammenhang gebracht. Eine angemessene Reflexion dessen, was die „Wahrheit“ einer theologischen Aussage besagt (im Sinn der *fundamentaltheologischen Erkenntnis- und Prinzipienlehre*), leistet Klaus Berger leider nicht. Der Begriff der „mystischen Faktizität“ (vgl. 86, 119f, 128), mit dem offenbar der biblische Wahrheitsanspruch gerettet werden soll, kann von daher nicht überzeugen und ist theologisch nicht zu verantworten.

Das vorliegende Buch vermittelt durchaus Anregungen zu einer differenzierten Sicht exegetischer Methoden und macht zu Recht auf manch einseitige Entwicklung (vor allem der „Liberalen Theologie“) aufmerksam. Zielführender wäre es allerdings gewesen, den Glaubensanspruch der biblischen Überlieferung mit dem Problembewußtsein der Hermeneutik und Erkenntnistheorie zu *verbinden* (und nicht kämpferisch davon abzugrenzen). Die theologische Frage nach der Wahrheit hätte durch eine solche Vermittlung nur gewonnen.

Corrigenda: S.121, 22.Zeile: rechnet; S.178, 14.Zeile: Klammer ist falsch gesetzt.

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT

Serie B (= Monographien) Band 5:

Albert Fuchs, Die Entwicklung der Beelzebulkontroverse bei den Synoptikern, Linz 1980. Überarbeitete und stark erweiterte Habilitationsschrift (Prof. Mußner, Univ. Regensburg)

Die Arbeit nimmt eine der in quellenkritischer und traditionsgeschichtlicher Hinsicht umstrittensten Perikopen neu in Angriff oder richtiger gesagt wird an Hand dieses komplizierten Überlieferungstoffes das im System der Zweiquellen-theorie bisher ungelöste Problem der Übereinstimmungen gegen Mk (H. Conzelmann: »ihre offene Flanke«, ThRu 37 [1972] 234) neu untersucht. Es stellt sich heraus, daß die Frage der agreements keineswegs mit dem Hinweis auf schwankende Handschriftenüberlieferung, den Einfluß mündlicher Tradition oder auch, was bisher mit der Sicherheit einer opinio communis vertreten bzw. wiederholt wurde, der Mk-unabhängigen Q-Überlieferung abgetan bzw. wirklich einsichtig gemacht werden kann. Statt dessen ergibt sich, daß der Mk-Stoff von einem vor Mt und Lk arbeitenden Redaktor sprachlich, stilistisch und inhaltlich umgestaltet und durch zusätzliches Material stark erweitert wurde. Von dieser Stufe gehen dann Mt und Lk aus, um ihren Interessen entsprechend jeweils neue Akzente zu setzen. Gemäß dieser These müßte die Zweiquellen-theorie, deren Hauptergebnisse nicht bestritten werden, zu einer Dreistadien- oder Dreistufen-theorie (Mk, Deuteromarkus, Mt bzw. Lk) umgeformt werden. — Die Herausforderung an die bisherige quellentheoretische Erklärung der Synoptiker ist offenkundig.